



8. AUGUST 1945 – zwei Tage nach dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima erscheint im «Combat» der hier abgedruckte Leitartikel von *Albert Camus*. Politischer Instinkt und moralische Unbestechlichkeit zeichnen die warnende Stellungnahme um so mehr aus, als Camus noch vor der zweiten Bombe auf Nagasaki (9. August) und vor der Kapitulation der Japaner (12. August) das wahre Ausmaß des materiellen und moralischen Zerstörungspotentials der gefeierten «Wunderwaffe» einzuschätzen mußte.

Inmitten einer allgemeinen Euphorie der Erleichterung blieb seine Beurteilung des Ereignisses in der französischen Presse isoliert (vgl. M. Lebesque, *Camus par lui-même*. Seuil, Paris 1970, S. 67). R. Quilliot und L. Faucon haben den Artikel zwanzig Jahre später in den ersten Band der Werkausgabe (Bibliothèque de la Pléiade, Band 183, S. 291–293) aufgenommen.

In diesen Tagen jährt sich die traurige Katastrophe zum 40. Mal, und es steht zu befürchten, daß die Menschheit auf dem besten Wege ist, das aufs Spiel zu setzen, was Camus «ihre letzte Chance» nennt ...
Martina Yadel, Königswinter

Hiroshima – 6. August 1945

Die Welt ist, was sie ist – nichts Besonderes. Dies weiß seit gestern jeder, und zwar dank dem furchteinflößenden Konzert, das Rundfunk, Zeitungen und die Presseagenturen soeben zum Thema der Atombombe angestimmt haben. Inmitten einer Menge enthusiastischer Kommentare teilt man uns tatsächlich mit, daß jede beliebige Stadt mittlerer Größe mit einer Bombe vom Umfang eines Fußballs total vernichtet werden kann. Amerikanische, englische und französische Zeitungen ergehen sich in eleganten Abhandlungen über die Zukunft, die Vergangenheit, über die Erfinder, die Kosten, über den Friedensauftrag und die Kriegsfolgen, über die politischen Konsequenzen und sogar über den Vorteil der Unabhängigkeit aufgrund der Atombombe. Wir werden uns auf einen Satz beschränken: Die mechanistische Zivilisation hat soeben ihren höchsten Grad der Sauvagerie erreicht. In einer mehr oder weniger nahen Zukunft wird man zwischen dem kollektiven Selbstmord und dem intelligenten Gebrauch der wissenschaftlichen Errungenschaften wählen müssen.

Einstweilen mag der Gedanke erlaubt sein, daß es doch etwas Schamloses hat, wenn man derart eine Entdeckung feiert, die sich sogleich in den Dienst der fürchterlichsten menschlichen Zerstörungswut seit Jahrhunderten stellt. In einer Welt, die allen Zerrüttungen durch Gewalt ausgesetzt, die unfähig zu jedweder Kontrolle und gegenüber der Gerechtigkeit und dem einfachen Glück der Menschen gleichgültig ist, wird es niemandem einfallen – es sei denn, man besteht krampfhaft auf einem idealistischen Standpunkt –, sich darüber zu wundern, daß die Wissenschaft sich dem organisierten Mord hingibt.

Diese Entdeckungen müssen in ihrer wahren Bedeutung aufgenommen und kommentiert, müssen der Welt verkündet werden, damit der Mensch sich eine richtige Vorstellung von seinem Schicksal machen kann. Aber es ist unerträglich, wenn diese schrecklichen Enthüllungen mit einer pittoresken oder humoristischen Literatur umgeben werden.

Schon vorher atmete man nicht unbeschwert die Luft einer gefolterten Welt. Nun schlägt uns eine neue Angst entgegen, die gute Aussichten auf Endgültigkeit hat. Der Menschheit wird hiermit wahrscheinlich ihre letzte Chance geboten. Und dies kann schließlich den Vorwand für ein Extrablatt liefern. Aber es sollte bestimmt eher Gegenstand einigen Nachdenkens und langen Schweigens sein.

Im übrigen gibt es noch andere Gründe, warum man den Roman der Antizipation, den uns die Zeitungen anbieten, mit Zurückhaltung aufnehmen sollte. Wenn man sieht, wie

ESSAY

Erkenntnis aus Geschichte: Gedächtnisfeiern und Medienbeiträge zum 8. Mai 1945/1985 – Unterschiedlicher Stellenwert des Kriegsendes für die beiden deutschen Staaten – R. von Weizsäcker: Der Wahrheit ins Auge sehen – Aufarbeitung in historischen Publikationen und Rundfunksendungen – Mangelnde Sensibilität der Mehrheit der Politiker in der BRD – Sehnsucht nach Harmonie und historischer Kontinuität – Riten und Rituale verhindern Realitätsbewußtsein – Der Mensch ist dauernd gefährdet.
Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln

DOKUMENT

Für die Kirche der Armen: Direktionskomitee von «Concilium» schreibt an jeden brasilianischen Bischof – Aus gesamtkirchlicher Sorge – Zurück ins römische Ghetto?

NIEDERLANDE

Das andere Gesicht der Kirche: 114 katholische Organisationen und Gruppen treffen sich vor dem Papstbesuch (8. Mai 1985, Malieveld) – Falsche Identifikation von Kirche und kirchlicher Hierarchie – Außerhalb der Welt kein Heil – Kirchen sind «Zeichen» des Heils Gottes – Profanität ist zentraler Orientierungspunkt der Kirchen – Ämter stehen im Dienste der Menschen – Konflikte sind notwendig – Einheit bedeutet Zukunft, nicht Rückkehr in die Vergangenheit.
Edward Schillebeeckx, Nijmegen

DDR

Evangelische Kirche im Sozialismus: Tiefgreifender Wandel volkskirchlicher Strukturen – Kleine Gemeinde wird zur Beistandsgemeinde – Im Erbe der Barmer Theologischen Erklärung (These V) – Der Streit um den Frieden – Schlußakte von Helsinki und Mitarbeit im Ökumenischen Rat der Kirchen – Verantwortliches Mitleben der Christen im sozialistischen Staat – Gespräch mit Honnecker am 6. März 1978 – Offenheit der Problemsicht und Zurücktreten der Machtfrage.
Albrecht Schönherr, Berlin/DDR

BUCHBESPRECHUNG

Das Elend im Antlitz des Anderen: Zu einem Sammelband des Historikers und Philosophen *Enrique Dussel* – Elemente einer historischen Anthropologie aus dem lateinamerikanischen Kontext.
Nikolaus Klein

JUDEN/CHRISTEN

Neues vatikanisches Dokument: Hinweise für Katechese und Predigt – Solides Sachwissen in Einzelfragen – Verhältnis von Judentum und Christentum unzureichend bestimmt – Schuld der Christen am Holocaust tritt in den Hintergrund.
Ernst Ludwig Ehrlich, Riehen b. Basel

HINWEIS

Kreuzweg aus Solentiname: Von Fernando Cardenal am Evangelischen Kirchentag vorgestellt – Als vierfarbige Poster erhältlich.
L. K.

der außenpolitische Redakteur der Agentur Reuter verkündet, diese Erfindung mache die Abkommen hinfällig oder selbst die Entschließungen von Potsdam ungültig, wie er bemerkt, es sei gleichgültig, ob die Russen in Königsberg seien oder die Türkei an den Dardanellen liege, dann kann man nicht umhin, diesem schönen Konzert Absichten zu unterstellen, die der Uneigennützigkeit der Wissenschaft doch recht fremd sind.

Man verstehe uns richtig. Wenn die Japaner nach der Zerstörung von Hiroshima und unter dem Effekt der Einschüchterung kapitulieren, werden wir froh darüber sein. Aber wir weigern uns, aufgrund einer so schlimmen Nachricht einen anderen Entschluß zu fassen als den, uns noch energischer für eine echte internationale Gesellschaft einzusetzen, in der die Groß-

mächte nicht mehr Rechte haben werden als die kleinen und mittleren Nationen, in der der Krieg, der einzig und allein durch menschliche Intelligenz zur ständigen Geißel werden konnte, nicht mehr von den Gelüsten oder den Doktrinen dieses oder jenes Staates abhängen wird.

Angesichts der erschreckenden Perspektiven, die sich der Menschheit eröffnen, erkennen wir noch deutlicher, daß der Frieden der einzige Kampf ist, den zu führen es sich lohnt. Keine Bitte mehr, ein Befehl muß aus den Völkern zu den Regierungen dringen, der Befehl, ein für allemal zu wählen zwischen der Hölle und der Vernunft.

Albert Camus

Aus dem Französischen übersetzt von Martina Yadel.

Erinnerungsarbeit – der Wahrheit ins Auge schauen

Der Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Richard von Weizsäcker, sagte am 8. Mai 1985 in der Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages: «Die Ausführung des Verbrechens lag in der Hand weniger. Vor den Augen der Öffentlichkeit wurde es abgeschirmt. Aber jeder Deutsche konnte miterleben, was jüdische Mitbürger erleiden mußten, von kalter Gleichgültigkeit über versteckte Intoleranz bis zu offenem Haß. Wer konnte arglos bleiben nach den Bränden der Synagogen, den Plünderungen, der Stigmatisierung mit dem Judenstern, dem Rechtsentzug, der unaufhörlichen Schändung der menschlichen Würde? Wer seine Ohren und Augen aufmachte, wer sich informieren wollte, dem konnte nicht entgehen, daß Deportationszüge rollten. Die Phantasie der Menschen mochte für Art und Ausmaß der Vernichtung nicht ausreichen. Aber in Wirklichkeit trat zu den Verbrechen selbst der Versuch allzu vieler, auch in meiner Generation, die wir jung und an der Planung und Ausführung der Ereignisse unbeteiligt waren, nicht zur Kenntnis zu nehmen, was geschah ... Schauen wir am heutigen 8. Mai, so gut wir es können, der Wahrheit ins Auge.»

Diese Rede des ersten Repräsentanten der Bundesrepublik Deutschland wurde am Vormittag des 8. Mai 1985 von Rundfunk und Fernsehen übertragen. Das ist die Zeit, da die Mehrzahl der Bundesbürger nicht Radio hören oder am Fernsehen sitzen kann. In den Wochen des April und Mai 1985 lief zur besten Sendezeit im deutschen Fernsehen (ARD/Erstes Programm) in sechs Teilen die Serie *Die Deutschen im Zweiten Weltkrieg*¹. Vom Bayrischen Rundfunk in Auftrag gegeben, haben der Projektleiter und Drehbuchautor Henric L. Wuermeling und der Regisseur Joachim Hess mit umfangreichem Archivmaterial und mit Interviews mit noch lebenden Zeitzeugen diese Filmserie produziert. Das Leit- und Erkenntnisinteresse beschreibt der Sender wie folgt: «Die Filme zeigen, wie die Deutschen in diesen Krieg hineingerieten, was sie in diesem Krieg getan und ertragen haben und wieso dieser Krieg verloren wurde.» Und im Vorspann zu dem Begleitbuch zu dieser Serie (TR-Verlagsunion, München 1985) heißt es: «Wie konnte Hitler die Deutschen so beherrschen, daß es zu einem solchen Krieg kam? Die kollektive Wirklichkeitsverweigerung führte dazu, daß ein ganzes Volk das Ungeheuerliche des Zweiten Weltkriegs nur in Phasen zu spüren bekam.»

Sechsmal hintereinander gab es eine Kriegsreportage, als wär's eine Sportschau. Karl S. (in der vierten Folge «Rückzug an allen Fronten») erzählt dem Fernsehen von der Panzerschlacht bei Kursk: «Wir trafen dort auf Russen, die infanteristisch zahlenmäßig überlegen waren, zahlreiche Panzer hatten, auch die Panzerüberlegenheit war da bei den Russen, und Schlachtflieger. Wir sind da einfach liegengeblieben und mußten später auch die vordere Front zurücknehmen.» Oder Herbert O. sagt, hart und stahlklar, als ob er noch in der Schlacht stehen würde:

«Wenn man auf einem U-Boot überleben will, dann muß eine harte Disziplin herrschen. Es ist unmöglich, daß dort Laschheiten eintreten, das geht nicht.» Der Film lebt davon, die deutsche Wehrmacht, die gut geölte Reichskriegsmaschinerie, die logistische Meisterleistung des Reichswehrministers Speer in den gewinnendsten Archiv-Bilder-Farben aus den vergangenen Tagen zu schildern. Der deutsche Landsder, so wiederholt diese Serie eine beliebte und entlastende Geschichtsversion, hat nur seine Pflicht getan, er hat sie sogar hervorragend, kraftvoll, aufopfernd, meist siegreich durchgeführt und erfüllt. Daß Auschwitz auch nur deshalb möglich war, weil die Front von der Armee und den Soldaten gehalten wurde und «stand», für diese Erkenntnis hatte die Serie keinen Platz.

Unfähigkeit zur Trauer

Die Erinnerungsarbeit wurde kompliziert durch den Besuch des amerikanischen Präsidenten und durch die überstrapazierte Anrede Ronald Reagans als «unseres» und «meines Freundes». Abgesehen von den von Hannah Arendt so feinfühlig herausgearbeiteten Voraussetzungen der (Un-)Möglichkeit einer «philia politica» stand diese forcierte Verbindung der Erinnerung an den Zusammenbruch deutscher Geschichte mit dem Staatsbesuch des Mannes, der nicht gerade den Ruf bei der Mehrheit der Deutschen genießt, daß er die Prinzipien der Menschenrechte pfleglich bewahren kann, durch die näheren Umstände im Zwielficht: Der Besuch des Soldatenfriedhofs in Bitburg, die stundenlangen Kamerafahrten der nur von Sicherheitsbeamten eskortierten Staatskarossen, die wochenlangen Diskussionen darüber, ob zusätzlich ein KZ besucht werden soll oder nicht, und wenn ja, doch bitte nicht Dachau, all das hat die «Unfähigkeit» vieler Deutscher, vor allem auch der offiziellen Politik in Deutschland, zu trauern, nach nunmehr 40 Jahren auf eine Weise bestätigt, und so die Thesen von Alexander Mitscherlich noch einmal bekräftigt. Es hat große Anstrengungen auf dem Buchmarkt gegeben, die Erinnerungsarbeit zu ermöglichen und zu fördern. In sechzehn Bänden im Taschenbuchformat liegen jetzt unter dem Titel *Meldungen aus dem Reich* die «geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS aus dem Reichssicherheitshauptamt 1938–1944» vor.² Darin zu lesen, hilft über manche Heuchelei der Nachkriegszeit, auch des Jahres 1985 hinweg. Zitat vom 21. Februar 1944: Eine Ostarbeiterin schreibt: «Sie schreibt, daß sie eines Tages in der Straßenbahn gesessen habe und ihr zufällig ihr Taschentuch aus der Tasche gefallen sei. Eine gegenüberstehende deutsche Frau habe ihr das aufgehoben und zurückgegeben. Hierbei habe sie innerlich eine satanische Freude empfunden, daß eine deutsche Frau sich vor ihr gebückt habe und daß dies später immer so sein werde. Um aber ihr Rachegefühl vollkommen zu machen, habe sie daraufhin ihr Ostabzeichen ostentativ wieder angetan (Stettin).»

(Fortsetzung auf der übernächsten Seite)

¹ Sendetermine waren: 18., 21., 25. und 28. April, 2. und 5. Mai 1985, jeweils 20.15 Uhr.

² Hrsg. von Heinz Boberach. Pawlak-Verlag, Herrsching 1984.

Dokument: Unterstützung für die Kirche der Armen

Das Direktionskomitee von «Concilium» schreibt an jeden brasilianischen Bischof

Ein Brief, der an jeden einzelnen der über 300 brasilianischen Bischöfe gesandt wurde, wird hiermit auch der Öffentlichkeit in Kirche und Gesellschaft zugänglich gemacht. Solidarität wird darin ganz bewußt nicht nur mit dem Kollegen *Leonardo Boff*, sondern mit der brasilianischen Kirche bezeugt. Deren Demütigungen, hier nur knapp aufgelistet, sind in unserer Zeitschrift zum Teil ausführlich rapportiert worden; zugleich konnten wir aber auch von Wahrnehmung der eigenen Würde und von Solidarität der Spitzen dieser Kirche mit ihrem Theologen berichten.¹ Ähnliches ist von den letzten Wochen festzuhalten. Während einerseits das Präsidium der Bischofskonferenz sich an die Basis wandte, um eine Abspaltung engagierter Gruppen zu vermeiden², ging andererseits eine Delegation derselben Konferenz zweimal nach Rom, um eine Zurücknahme des Leonardo Boff auferlegten Bußschweigens zu erreichen. Ferner reichten die zwei von 25 christlichen Menschenrechtsorganisationen in Brasilien unterstützten Juristen *José J. Queiroz* und *Hélio Pereira Bicudo* durch Vermittlung der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax* einen Rekurs bei Papst Johannes Paul II. ein.³

Diese Schritte gilt es um so mehr in ihrem Ernst zu bedenken, als in letzter Zeit eine Verharmlosungskampagne in Gang gekommen ist, die aus der Maßnahme des Bußschweigens eine fürsorglich-vorsorgliche Abschirmung gegen «manipulierende Journalisten» machen will, zu der – nach Äußerungen im Rahmen dieser Kampagne – auch der Generaloberer des Franziskanerordens Hand geboten habe. Ferner wird versucht, Boffs Buch *Kirche: Charisma und Macht* von der Befreiungstheologie zu trennen, als ob es Boff nicht darum ginge, aus der Erfahrung und der befreienden Praxis der Basisgemeinde die «Neuwerdung der Kirche» (eclesiogénesis) kritisch-reflektierend zu begleiten.

Indem wir den Text des Direktionskomitees von *Concilium* samt den darin ausgesprochenen Befürchtungen hinsichtlich der bevorstehenden Bischofssynode abdrucken, verweisen wir auf die drei Aspekte, die jüngst in Einsiedeln bei der Jahresversammlung des Direktionskomitees über die nach dem Konzil nicht eingelösten Hoffnungen herausgearbeitet wurden.⁴

Die Redaktion

1. Juni 1985

Sehr geehrter Herr Bischof,

wir, Theologen von *Concilium*, verfolgen die Entwicklung der Ereignisse um die Kirche der Armen und ihre Theologie der Befreiung mit besonderer Aufmerksamkeit und großem Interesse. Wiederholt haben wir in unserer Zeitschrift dieser Theologie Raum und Ausdrucksmöglichkeit gegeben; denn wir sind überzeugt, daß diese Theologie einen für die gesamte katholische Kirche äußerst wichtigen und erfreulichen Prozeß artikuliert und vertritt.

Wie Sie wissen, ist die Zeitschrift *Concilium* unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil entstanden und dem Geist dieses Konzils verpflichtet: der Name drückt die Identität unserer Zeitschrift aus. Nicht wenige von uns dürfen sagen, daß sie einen bescheidenen Beitrag zur Verwirklichung dieses Welt- und Kirchenereignisses geleistet haben. Dies können wir besonders in Erinnerung an unseren verstorbenen Kollegen Karl Rahner SJ behaupten, der bis zu seinem Tod auch Mitglied unseres Direktionskomitees war.

Wir alle setzen unsere Arbeit und unser Bemühen in der Hoffnung fort, daß der Geist und die großen Anliegen des Konzils immer konsequenter Gestalt in Kirche und Gesellschaft annehmen. Dieses Konzil wollte ja nicht ein Abschluß sein, sondern eher ein Anfang: Wegweiser und Ansporn für eine orts- und zeitgemäße Stellungnahme der Kirche zur heutigen Welt. In diesem Sinne freuten wir uns darüber, daß die lateinamerikanischen Bischöfe in Medellín und Puebla die evangelische Option für die verarmten und bedrängten Menschen ihres Kontinents öffentlich vertreten haben. Gleichzeitig wissen wir um die Bedeutung der Befreiungstheologen für diese beiden Konferen-

zen, die nun ihrerseits schon wieder zum Wegweiser und zum Ansporn für die Kirchen anderer Kontinente geworden sind.

Mit Sorge sehen wir deshalb die jüngsten, nach unserer Meinung ungerechten Maßnahmen Roms gegen unseren Kollegen Leonardo Boff und gegen die Kirche der Armen. Mit diesem Brief möchten wir unsere Solidarität mit Leonardo Boff zum Ausdruck bringen. Aber wir haben Grund zu der Annahme, daß bei den Ereignissen der letzten Zeit leider wesentlich mehr auf dem Spiele steht als nur die theologische Arbeit unseres Mitarbeiters und Kollegen Boff. Wir vermuten weiterhin, daß es auch nicht nur darum geht, marxistische Elemente aus der Befreiungstheologie zu entfernen. Eine Reihe von Fakten weist nämlich darauf hin, daß einige mächtige Sektoren des Vatikans in Verbindung mit anderen kirchlichen und nichtkirchlichen Gruppen in Wirklichkeit eine Entmächtigung der Kirche der Armen und eine Uminterpretation des Zweiten Vatikanischen Konzils beabsichtigen. Nur in diesem Sinne können wir die folgenden Ereignisse deuten: die Visitation von Kardinal Höffner in der Erzdiozese São Paulo (Ende Mai 1984), die päpstlichen Interventionen bei Orden und Kongregationen wie den Jesuiten, den Franziskanern und Karmelitinnen, die Entlassung von Clodovis Boff und Antonio Moser aus der Pontificia Universidade Católica in Rio de Janeiro, die Zurücksetzung der brasilianischen Bischofskonferenz seitens der Kurie im Fall Boff und beim Verbot liturgischer Inkulturationsversuche unter Schwarzen und Indios («Missa dos Quilombos» und «Missa da Terra sem Males»). Sodann sehen wir eine Reihe von wiederholten «Warnungen» und Einschüchterungen: die verschiedenen Besuche des Kurienkardinals Agnelo Rossi in Brasilien (zuletzt im Juli 1984 und im Mai 1985); das Papier von Kardinal Ratzinger im März 1984 über die Theologie der Befreiung, in dem er diese Theologie nur attackiert, in Verbindung mit der Instruktion vom September 1984; den ständigen Druck, dem die Kardinäle Arns und Lorscheider ausgesetzt sind. Zudem befürchten wir, daß das angekündigte neue Dokument über die Theologie der Befreiung und daß die Sondersynode im November in Rom lediglich die Funktion haben werden und haben sollen, die Kirche der Armen zu schwächen und die Weltkirche zurück in das römische Ghetto zu führen.

Als Theologen in kirchlicher Verantwortung dürfen wir angesichts dieser Ereignisse und Angriffe nicht schweigen. Das ist der Grund, weshalb wir uns die Freiheit genommen haben, Ihnen persönlich zu schreiben. Wir wollen Ihnen versichern, daß diese bedauernden Maßnahmen uns alle betreffen und nach unserer Auffassung dem evangeliumsgemäßen Dienst der Kirche in der Welt entgegenstehen. Gleichzeitig wollen wir den Einsatz der Brasilianischen Bischofskonferenz für die Nöte der Menschen in Brasilien erneut unterstützen und besonders den Basisgemeinden in ihrem Bemühen um «Christliche Freiheit und Befreiung für alle» einen Gruß senden.

Wir wissen um Ihr schweres Amt in dieser geschichtlichen Situation. Aufgerufen durch Ihr Zeugnis sind wir zu einem Sach- und Informationsdienst gern bereit.

In aufrichtiger Verbundenheit, die in Einsiedeln versammelten Theologen und Theologinnen von *Concilium* aus Europa und Nordamerika:

Prof. Dr. Giuseppe Alberigo (Italien), Prof. Dr. Gregory Baum (Kanada), Prof. Dr. Anne Carr (USA), Prof. Dr. John Coleman (USA), Prof. Dr. Mary Collins (USA), Prof. Dr. Christian Duquoc (Frankreich), Prof. Dr. Casiano Floristán (Spanien), Prof. Dr. Claude Geffré (Frankreich), Prof. Dr. Bas van Iersel (Holland), Prof. Dr. Jean-Pierre Jossua (Frankreich), Prof. Dr. Hans Küng (Schweiz), Prof. Dr. Nicholas Lash (England), Prof. Dr. René Laurentin (Frankreich), Prof. Dr. Johann Baptist Metz (Deutschland), Prof. Dr. Norbert Mette (Deutschland), Prof. Dr. Jürgen Moltmann (Deutschland), Prof. Dr. Roland Murphy (USA), Prof. Dr. Jacques-Marie Pohier (Frankreich), Prof. Dr. Edward Schillebeeckx (Holland), Prof. Dr. Elisabeth Schüssler Fiorenza (USA), Prof. Dr. David Tracy (USA), Prof. Dr. Knut Wolf (Holland).

¹ L. Kaufmann, «Wie ein unaufhaltsamer Strom ...». Brasiliens Kirche läßt sich nicht entmündigen: Orientierung 30. September 1984, S. 199–203.

² Brésil. Une Église soumise à Rome et solidaire de son Théologien: L'actualité religieuse 15. Juni 1985, S. 8–11.

³ Dial 11. Juli 1985, S. 1–9.

⁴ Treue zum Konzil – Treue zur Geschichte: Orientierung 15. Juni 1985, S. 121f.

(Fortsetzung von Seite 146)

Es gab im Fischer-Taschenbuch-Verlag die historiographisch vorzüglich edierten Bändchen *Widerstand im Dritten Reich. Probleme, Ereignisse, Gestalten, Die Kirche im Dritten Reich und Die kalte Amnestie. NS-Täter vor deutschen Richtern*.³

Das politische Magazin «Report» des Südwestfunks nahm am 7. Mai 1985 das Buch von Jörg Friedrich zum Anlaß eines Berichts, also einen Tag vor dem 8. Mai. Angekündigt war ein 15-Minuten-Bericht: «Kalte Amnestie: NS-Täter in der Bundesrepublik». Der Report-Beitrag versuchte darzustellen, daß wir mittlerweile nicht nur die Zeit von 1933 bis 1945 aufzuarbeiten haben, sondern auch die Zeit danach. Es ging ja nach 1945/1949 ähnlich zu wie in jenem weinseligen Schlager: «Kinder, wie schön ist die Nachkriegszeit, sie ist fast so schön wie die Vorkriegszeit». Was wir vergessen wollten und wollen, zeichnete mit einer für die auf Harmonie und Stabilität ausgerichtete Republik unvergleichlichen Kühnheit der junge Autor Wolfgang Moser auf. Die Redaktion meinte Katharsis zu leisten, sie erntete viel Lob, jedoch mehr Unverständnis, ja sogar Sturm. Zitat (in der Sendung): «Artfremdes Blut ist alles Blut, das nicht deutsches Blut noch deutschem Blut verwandt ist. Artfremden Blutes sind in Europa regelmäßig Juden und Zigeuner.» Autor dieses Zitats: Dr. Hans Globke, Kommentator jener Rassengesetze, die die Nazis für die Scheinlegitimierung ihres Völkermordes brauchten. Die Folgen sind bekannt. Nach dem Krieg wird Globke Staatssekretär Konrad Adenauers und damit so etwas wie ein Symbol für politische Nachkriegskarrieren ehemaliger Nazis in der Bundesrepublik, waren es nun Schreibtischtäter oder einfache Parteimitglieder. Weiter im Text des TV-Berichts: «Darunter Dr. Friedrich Karl Vialon, Staatssekretär; Dr. Theodor Oberländer, Bundesvertriebenenminister; Ewald Bucher, Bundeswohnungsbauminister; die Bundestagsabgeordneten, um nur einige wenige zu nennen: Otto Freiherr von Firks, ehemaliger SS-Obersturmführer; Siegfried Zogelmann, SS-Untersturmführer; Dr. Friedrich Kempfer, SS-Standartenführer; das ehemalige SS-Mitglied Hans-Martin Schleyer, Präsident der mächtigen Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände; Kurt Georg Kiesinger, Bundeskanzler; Walter Scheel, Bundespräsident; Karl Carstens, Bundespräsident. Daß selbst hohe und höchste Ämter und Funktionen in diesem Staat von ehemaligen Parteigenossen besetzt werden, Zufall? Eher wohl symptomatisch für eine Gesellschaft, die, wie der Psychoanalytiker Alexander von Mitscherlich erkannte, unfähig war und es wohl noch immer ist zur Trauer über das Geschehene.» (7. 5. 85)

Hat dieser Beitrag in der Bonner Szene, im Sender selbst etwa Ärger, Trauer, Scham provoziert, daß das alles unter uns so gewesen war und noch ist? Beschämung über den mißglückten Neuanfang? Weit gefehlt! Ein Bundesminister kann sich gar nicht genug erregen darüber, daß da nur die Leute «unserer Seite», also Christdemokraten und Freie Demokraten, benannt wurden, nicht aber Sozialdemokraten. Der Hinweis Franz Alts, «unserer (CDU-)Leute» seien ja nun auch damals weiß Gott mehr beteiligt gewesen als die Sozialisten, kam beim Minister nicht an – geht es doch schließlich auch bei dieser nationalen Frage um Ausgewogenheit.

Wenn es um Erkenntnis ging; wenn es darum ging, mit Hilfe der Medien vierzig Jahre danach etwas zu lernen, was wir uns vierzig Jahre lang immer wieder nur halbherzig und zensiert leisten wollten, dann war diese 45-Minuten-Sendung von erregender und tief-aufwühlender Wirkung. Beim Südwestfunk haben am Abend und an den darauffolgenden Tagen viele Deut-

sche angerufen, die sich ohne Umschweife als ehemalige SS-Leute, als ehemalige HJ- und BDM-Anhänger bekannten und gestanden, daß sie erst jetzt vieles begriffen haben.

Staatsdoktrin und erpreßte Versöhnung

In ihrer offiziellen Selbstdarstellung hat die Deutsche Demokratische Republik wahrlich keine Mühe mit dem 8. Mai 1945: «Die regierenden deutschen Kommunisten feiern die Siege der Sowjetarmee, als ob es ihre eigenen wären.» Der Antifaschismus als Staatsdoktrin macht das Verdrängen leicht. Die Alten, die ältere Generation, die Deutschen wurden von den Faschisten verführt und sind damit entschuldigt, für die Jungen waren das dann nur noch Faschisten; im Sprachgebrauch sind Faschisten dann nicht mehr Deutsche, sondern eine ganz besondere Klasse (Un-)Menschen. Im Straßeninterview bekommt der Fernsehkorrespondent Peter Merseburger zu hören: «Der Krieg wurde angezettelt nicht von den Deutschen, sondern nur von den Faschisten, die den Krieg unbedingt wollten, und damit ist der Adolf Hitler gemeint.»

Heinrich Böll hat von der nach 40 Jahren aufkommenden Legende gesprochen, nach der sich jeder Teil Deutschlands offenbar als Siegermacht deklarieren kann; mit ein bißchen Politik- und Medienmanipulation ist das möglich. Im Osten werden die pompösen Siegesfeiern der Sowjetarmee an den Seelohrer Höhen gezeigt, als ob's ein Stück ruhmreicher deutscher Geschichte, deutscher Mit-Siege gegen «die Faschisten» gewesen wäre – die Faschisten verflüchtigen sich zu nationalen Neutra, sie sind die Agenten des internationalen Finanzkapitals, die in der Geschichte der Bundesrepublik wieder auferstanden sind. Was leider nicht falsch ist, denn die Kontinuität von der reichsdeutschen zur westdeutschen Großindustrie ist lückenlos nachweisbar. Flick und Krupp, die größten Waffenlieferer des Weltkriegs, die den schrecklichsten aller uns bekannten Kriege damit möglich machten, zunächst wegen rücksichtsloser Ausbeutung von Zwangsarbeitern verurteilt, kamen vorzeitig frei.

Konfrontiert mit der Kollektivscham, werden die politischen Eliten in der Bundesrepublik weitgehend damit nicht fertig. Für Alfred Dregger, den Vorsitzenden der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, werden Kriegserfahrungen wieder zu stolzer Erinnerung, wenn er schreibt: «Am letzten Kriegstag habe ich mit meinem Bataillon die Stadt Marklisse in Schlesien gegen Angriffe der Roten Armee verteidigt.» Diese lautlos vorgenommene Inszenierung der Erinnerung hat ein überraschendes Ergebnis: es waren nicht die einfachen, die Millionen Deutschen, die mitgemacht und Hitlers Politik gestützt haben, es waren einige wenige Faschisten, die das Volk verführt haben.

Wie genau unsere Eltern (der Autor dieser Zeilen ist 1939 in Danzig geboren) mitbekommen haben, was denn lief, und wie falsch auch der Hinweis zur Entlastung ist, man habe von Auschwitz und der Zyklon-Vergasungsfabrik erst nach dem Kriege erfahren, zeigte ein weiterer Beitrag in «Report»/SWF. Erna Brehm war keine geschichtsträchtige Person. Für die Schüler in dem württembergischen Städtchen Calw wurde sie zur Person der Zeitgeschichte, die sie das Grauen der Vernichtung verstehen läßt. Erna Brehm verstieß gegen die Nürnberger Rassengesetze: sie verliebte sich als 17jähriger Backfisch in den 22jährigen Marian Gwaronsky. Auch das hat es also gegeben und ist nicht nur der dichterischen Phantasie Heinrich Bölls entsprungen (Gruppenbild mit Dame, Roman, Köln 1971). Die Geschichte verdient es, in ihrer aufregenden Schlichtheit erzählt zu werden: Die 17jährige Erna Brehm, als Hausgehilfin in einem Café tätig, der 22jährige Marian in einer benachbarten Autowerkstatt – der Stoff des TV-Berichts sieht aus wie ein Filmdrehbuch. Die Geschichte spielt nicht in Verona, sondern in Calw; eine Geschichte, die es in so vielen kleindeutschen Orten gegeben hat – und die so gerne und so geflissentlich vergessen wurde. Am 2. August 1941 haben die meisten Calwer Erna Brehm auf dem Marktplatz gesehen, dort wurden ihr wegen «Rassenschande», wegen der Beziehungen zu einem «Unter-

³ Widerstand im Dritten Reich. Probleme, Ereignisse, Gestalten. Hrsg. von Hermann Graml. Fischer-TB 4319, Frankfurt 1984; Die Kirche im Dritten Reich. Hrsg. von Georg Denzler und Volker Fabricius. Band 1: Christen und Nazis Hand in Hand? Darstellung. Fischer-TB 4320; Band 2: Christen und Nazis Hand in Hand? Dokumente. Fischer-TB 4321, Frankfurt 1984; Jörg Friedrich, Die kalte Amnestie. NS-Täter vor deutschen Richtern. Fischer-TB 4308, Frankfurt 1984.

menschen» die Haare öffentlich kahlgeschoren. Im April 1944 wird Erna Brehm aus dem KZ Ravensbrück entlassen. «Mit ihrer offenen Lungentuberkulose wiegt sie noch 34,5 Kilo, 69 Pfund.» Sie kommt in diesem Zustand noch gerade über das Kriegsende, stirbt an den Folgen der Auszehrung 1951 27-jährig! Noch tolldreister ist die Begründung, mit der ein Gericht nach 1945 den Anspruch der Eltern auf Wiedergutmachung ablehnte. Erna Brehm nämlich verstieß gegen ein Verbot, «das ausschließlich kriegsbedingt war und durchaus rechtsstaatlichen Grundsätzen entsprach». Das ist der Staat, mit dem so viele junge Menschen Schwierigkeiten haben, und es verwundert, daß es uns schwerfällt zu begreifen, weshalb junge, auf radikale, rückhaltlose Offenheit und Wahrheit verpflichtete junge Deutsche nicht leiden können, daß sie so lange Jahre und immer wieder betrogen werden um die radikale Einsicht in die deutsche Katastrophe, die eine Katastrophe der Deutschen war und von der wir Deutsche ja immer noch nicht wissen, wie diese Epoche in unserer Geschichte einzuordnen ist ...

Riten und Rituale

Stattdessen aber lief über unsere Fernsehkanäle beim Besuch des Soldatenfriedhofs in Bitburg das Unternehmen Versöhnung und Waffenbrüderschaft. Der Frankfurter Philosoph Jürgen Habermas schrieb dazu in der *Zeit* (17. Mai 1985): «Der Händedruck von Bitburg hätte also beides verschmelzen sollen – die Abkehr von einer destabilisierenden Vergangenheitsbewältigung und die Bezeugung aktueller Waffenbrüderschaft. Kohl wollte die Rückkehr zu deutschen Kontinuitäten.» Warum, fragt Habermas weiter, ist die «Entsorgung der Vergangenheit auf dem Veteranenwege, wie es wohl im Amtsdeutsch heißen müßte, gescheitert? Vordergründig daran, daß es auf deutschem Boden keine amerikanischen Soldatengräber gab und daß der Soldatenfriedhof in Bitburg verschneit war, als man ihn inspizierte.» Günter Gaus fragte einige Wochen nach dem Besuch des Soldatenfriedhofes in einer Fernsehsendung am Pfingstsonntag den Politiker Heiner Geißler, ob es nicht auch für ihn unerträglich gewesen sei, mitanzusehen zu müssen, daß beim Staatsbesuch des amerikanischen Präsidenten der Besuch eines Konzentrationslagers gar nicht vorgesehen war, sondern nur der Besuch eines Soldatenfriedhofs. Geißler ausweichend: «Ja, wenn das so gewesen wäre, ich glaube das aber nicht.» Geißler antwortete strategisch, schonte den Bundeskanzler – das ist ein Stück taktischer Vermummung der Wahrheit über die Vergangenheit und über die Gegenwart, welche die junge Generation schlecht akzeptieren kann.

Die doppelt versäumte Trauer- und Erinnerungsarbeit – doppelt: einmal die versäumte befreiende Memoria gleich nach 1945, zum zweiten die Trauer darüber, daß in den Jahrzehnten nach 1945 alles ohne wirklichen Neubeginn weiterlief, zumindest was die entscheidenden Personen in Wirtschaft und Politik betraf – wird von Mal zu Mal schwieriger, zumal bis heute kein Einverständnis darüber erreicht werden konnte, was denn der 8. Mai 1945 war: *Tag der Befreiung* (Heinrich Böll meinte: «einschränkungslos war der 8. Mai für mich Befreiung»); oder stellt sich nur das diffuse Gefühl ein: «Wir sind noch einmal davongekommen» und: «Wie können wir jetzt überleben?» Der große Selbstreinigungsprozeß gegen die Verursacher der bis heute kaum vorstellbaren Katastrophe und Greuels deutscher Geschichte unterblieb – und kann nie mehr so nachgeholt werden, wie er nur unmittelbar nach der Katastrophe selbst hätte geleistet werden können.

Die Verweigerung von Gedenken und Erinnerung treibt aufgrund dieser unaufgeklärten und nicht durchsichtigen Lage in Deutschland immer weiter merkwürdige Blüten: Die repräsentative Ausstellung «150 Jahre deutsche Eisenbahn» (1835 fuhr die erste deutsche Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth) soll ausdrücklich nach dem Willen des Präsidenten der Bundesbahndirektion Nürnberg die «Rolle der Eisenbahn bei der Judenverfolgung nicht zum Gegenstand machen»; und weiter

steht in der Dienstanweisung: «... daß es nicht zu den Aufgaben der Vorbereiter dieser Ausstellung gehört, eingehende Forschungen zu diesem Thema anzustellen». Da sprang das Fernsehen allerdings aufklärend in die Bresche – mit nie gesehenen Filmaufnahmen, die bisher in Warschauer Archiven lagerten, und Dokumenten wie diesem Brief «Betr.: Fahrpreisermäßigung für Häftlingstransporte»: «Nach Anlage A zum Erlaß 15 Tarifpersonensondergenehmigung 268 des H. Reichsverkehrsministers vom 26. Juli wird zwecks Beförderung nach oder von Konzentrationslagern bei Fahrt in Sonderzügen und Bezahlung für mindestens 4000 Personen der halbe Fahrpreis gewährt» – riecht man den Leichengeruch über diesem endunterzeichneten Brief mit sauberem Aktenzeichen?

Minderheiten

Der Sozialpsychologe *Arno Plack* hat 1982 ein Buch herausgebracht mit dem provozierenden und irreführenden Titel «Wie oft wird Hitler noch besiegt?» (Erb-Verlag, Düsseldorf 1982). Das Buch und der Autor hat gerade nicht, wie der Titel vielleicht nahelegen läßt, die Neigung, irgendetwas aus deutscher Vergangenheit oder der Hitlerbarbarei zu vertuschen. Der Autor warnt aus sozialpsychologischer Kenntnis vor den Ritualen, die mittlerweile wie besinnungslos zu diesen Themen in der Bundesrepublik inszeniert werden.

Es gibt «reine» Erinnerungsarbeit, weihevoll und im Büßerhemd, das aber ganz schnell ausgezogen wird, wenn es akut und konkret gegen «die Ausländer» in der Gesellschaft geht. Dann kann die organisierte Zerknirschung durchaus mit einer Verschärfung der gesetzlichen und administrativen Bestimmungen gegen Ausländer, der Aushöhlung des Asylrechts, der Verschärfung von Abschiebemaßnahmen und der nicht gebremsten Stimmung gegen die Türken und andere zusammengehen.

Arno Plack: «Wenn es weder um Schuldzuweisung noch um «Schuldzurückweisung» geht, sondern einfach darum, daß sich ein Auschwitz niemals wiederholt, dann bedürfen wir einer viel tiefer greifenden Aufklärung ... Dann haben wir auch einen Anspruch darauf, über die Triebmotive des Völkermordes und über die Mechanismen der Konfrontation affektfrei aufgeklärt zu werden. So weit und so tief geht die Verantwortung für den Mörder, der aus unserer Mitte kommt: daß wir die Bedingungen überprüfen, unter denen er aufgewachsen ist. Wir müssen uns fragen, ob nicht im Gesamtzusammenhang unserer Werte, Ideale, Lebensziele wie der tatsächlich gelebten sozialen Wirklichkeit ein Sprung ist, eine Lücke klafft, aus der das Unheil mit psychologisch-erforderlicher Notwendigkeit hervorquillt – und jederzeit wieder hervorbrechen kann. Wenn KZ- (und Weltkriegs-) Filme auf solche Fragen hinlenken würden, dann wären sie heilsam und hilfreich. Nichts aber verrät bis jetzt eine solche Besinnung.» (S. 92, a.a.O.)

Zur gleichen Zeit, da die große Welle der organisierten, vom Staat und dem Fernsehen angebotenen Erinnerungsarbeit lief, wurde bei Autoversicherungen ein sogenannter «Türkentarif» eingeführt, wurde Hunderten oder Tausenden von Türken von den Versicherungen gekündigt – aus keinem anderen Grunde, als weil sie Türken waren. Türken sollen ab jetzt 590 DM pro Halbjahr Pflichtversicherung für ihr Auto zahlen denn 440 DM bisher und dies nur deshalb – weil sie Türken sind. Den Widerspruch zwischen Erinnerung und aktueller Wirklichkeit hat weder das kritische Deutsche Fernsehen noch die Presse bisher wahrgenommen.

Kleinere Organisationen wie «Terre des Hommes», «NOT-ÄRZTE» u. a. und die Kirchen hatten den Versuch gemacht, den 8. Mai 1985 als Tag für die Ausländer und Asylbewerber zu begehen. – Die Nutzenanwendung aus den Nazi-Zeiten kann für uns nur heißen: wir setzen uns für bedrohte Menschen und Minderheiten ein, und das vor allem bei uns. Der dazu veröffentlichte Aufruf «Hände weg vom Asyl» erschien in einigen Publikationen als Anzeige, nicht als Redaktionsbeitrag.

Bundespräsident Richard von Weizsäcker sprach in seiner Bundestagsrede vom 8. Mai 1985 auch diesen Zusammenhang an, wenn er am Ende der Rede die Deutschen, vor allem die «jungen Menschen» beschwor: «Wir haben als Menschen gelernt, wir bleiben als Menschen gefährdet. Aber wir haben die Kraft, Gefährdungen immer von neuem zu überwinden. Hitler hat

stets damit gearbeitet, Vorurteile, Feindschaften und Haß zu schüren. Die Bitte an die jungen Menschen lautet: Lassen Sie sich nicht hineintreiben in Feindschaft und Haß gegen andere Menschen, gegen Russen oder Amerikaner, gegen Juden oder Türken, gegen Alternative oder Konservative, gegen Schwarz oder Weiß.»
Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln

«Du, Ihr, ich – wir gehören dazu!»

Ansprache auf dem Malieveld (Den Haag, 8. Mai 1985)

Wir alle sind hier zusammengekommen, um die andere Seite «unserer Kirche» nicht nur öffentlich zu zeigen, sondern auch zu feiern. Obwohl es heutzutage unzeitgemäß geworden ist, wehren wir uns gegen das Maulkorbdenken, das bei uns zunimmt, gegen die überdeutlichen Anzeichen dafür, daß auf allen Ebenen zerstört werden soll, was sich seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil in den Niederlanden und anderswo in tastenden Versuchen entwickelt hat. Gerade ein solches «Maulkorbdenken» lebt im Grunde von der Voraussetzung, daß Kirche mit kirchlicher Hierarchie zu identifizieren sei. Und was ist denn mit der Macht von machtlosen Gläubigen hier in diesem Zelt und dort draußen? Oder gehören wir nicht dazu? Stehen mehr als hundert katholische Organisationen und viele engagierte Gläubige außerhalb des Wirkens des Geistes?

Ein Theologe versucht, das in Worte zu fassen, was in der Glaubensgemeinschaft lebt, und es kritisch zu vergleichen mit dem schon längeren – manchmal wogenden und manchmal schlafenden – Leben der großen christlichen Erfahrungstradition, deren Erben und Zukunft wir alle sind. Deshalb möchte ich als katholischer Gläubiger und Theologe über unsere niederländische und doch auch weltweite katholische Kirche sprechen; über ihre Beziehung zur Welt der Menschen, über ihre Beziehung zur Ökumene der Christen und schließlich über ihre Beziehung zur Herrschaft Gottes über die Welt, zum Reiche Gottes.

Außerhalb der Welt der Menschen kein Heil

Glaube an Gott als Seinsgrund und Ursprung unserer Welt und der Geschichte menschlicher Freiheit ist kein zusätzliches Fürwahrhalten, wie man etwa «glaubt» an die Existenz eines fernen Sonnensystems im Weltall. Es geht um ein Vertrauen auf Gott, der die Befreiung, das Heil von und für die Menschen will, die er ins Leben ruft. Es ist Glaube an Gottes heilmachende Nähe zu den Menschen in ihrer Geschichte. In welche Lebensumstände wir auch immer geraten – sei es durch Glück oder Unglück, durch einen dummen Zufall oder durch eigene Schuld –, es gibt keine Situation und keinen Ort, wo Gott uns nicht rettend nahe ist und wo wir ihn nicht finden könnten. Das bedeutet nicht, daß die Lebensumstände, in die wir geraten sind, dem «Willen Gottes» entsprechen. Vom «Willen Gottes» zu reden, bedeutet in concreto nicht selten eine Gotteslästerung: die Verabsolutierung der eigenen Sicht, welche in Gott hineinprojiziert wird.

Wir dürfen diese aktive Heilsgegenwart Gottes nicht auf unser christliches Bewußtsein oder unsere Erfahrung dieser Gegenwart reduzieren. Man darf Heil-von-Gott-her nicht begrenzen auf die besonderen Heilswege, die wir Religionen oder Kirchen nennen. Denn unsere gesamte Geschichte ruht und bewegt sich in Gott, der Menschen ins Leben ruft und befreit. Die Welt und die Geschichte der Menschen sind die Basis jeder Heilswirklichkeit: Hier wird Heil vollzogen, Befreiung verwirklicht oder – Unheil über die Menschen gebracht. Das bedeutet: Unsere Schöpfung, unsere Geschichte mit der Natur als Lebensraum ist der Ort von Gottes Heilshandeln, und zwar in und durch Vermittlung von Menschen. Die Geschichte der Religionen und Kirchen ist nur ein Element aus einer viel breiteren Geschichte der Menschen. Religionen sind jener Ort, wo sich bestimmte

Menschen ausdrücklich des Heilshandelns Gottes in der Geschichte bewußt werden. Überdies sind Religionen innerhalb der weltlichen Geschichte als Bewegungen entstanden, in denen die (interpretative) Erfahrung jenes Heils gemacht wird, das Gott in der Welt zu verwirklichen trachtet. Wie sollten Religionen anders entstehen können? Doch nicht als etwas, das senkrecht vom Himmel fällt! Es geht also um die Erkenntnis, daß das Heil an die Welt der Menschen gebunden ist.

Ich fasse zusammen: Heil-von-Gott-her vollzieht sich allem voran in der weltlichen Realität der Geschichte und nicht primär im Bewußtsein von Gläubigen, die darum ausdrücklich wissen. Selbstverständlich ist das Bewußtsein von Gottes Heilshandeln selber eine besondere Gabe, deren Bedeutung wir nicht unterschätzen sollten. Aber wo Förderung des Guten und Bekämpfung des Bösen, wo in Wort und Tat ein Plädoyer für Menschen geschieht, da wird durch diese historische Praxis das Wesen Gottes – Gott als Heil der Menschen und Grund universaler Hoffnung – in der Tat bestätigt; da erwirbt man sich denn auch die Gabe von Gottes Heil, und zwar durch tätige Liebe. Die Geschichte und das Leben der Menschen, wenn sie einander treu sind und einander Raum geben, ist der Ort, wo der Prozeß von Heil oder Unheil entschieden wird.

Kirchen: Sakrament des Heils in der Welt

Kirchen sind also nicht selber das Heil; sie sind nicht selber das Reich Gottes, sondern nur «Sakrament» des Heils und der Befreiung, die Gott in seiner Schöpfung mit Hilfe von Menschen verwirklichen will. Und wenn man die Kirche überbewertet, wenn man ihr nicht jenen Stellenwert gibt, der ihr wirklich zusteht, wenn man das Basisgeschehen des Heils, das in der Welt vollzogen werden muß, vergißt, dann werden Kirchen oft sektiererisch, klerikal und apolitisch. Kirchen gehören der Ordnung des «Zeichens» an; sie sind Sakrament des Heils, sind die ausdrückliche Bezeichnung dieses Heils. Kirchen sind verpflichtet, Orte zu sein, wo Heil-von-Gott-her in Worte gefaßt, ausdrücklich bekannt, prophetisch verkündigt und liturgisch gefeiert wird – natürlich mit dem Zweck, im alltäglichen Leben auch tatsächlich Heil für Menschen zu verwirklichen. Deshalb besteht ein unauflösbarer Zusammenhang zwischen «Welt» und «Religion», zwischen Welt und Kirche. Offenbarung und Verborgenheit Gottes gehören beide zu unserem Gottesglauben. Wer sich jedoch nur auf die Verborgenheit konzentriert, kann Gott in der Tat vergessen, verschweigen oder gar totschweigen. Religionen und Kirchen sind dann die unter uns lebende Erinnerung an den universalen Heilswillen, an die absolute Heilsgegenwart Gottes, des Grundes menschlicher Hoffnung. Religionen – Synagogen und Pagoden, Moscheen und Kirchen – verhindern durch ihr religiöses Wort, ihr Sakrament oder Ritual und durch ihre Lebenspraxis, daß die universale Heilsgegenwart in Vergessenheit gerät.

Weil aber die Kirche per definitionem auf die Weltgeschichte und deren Ereignisse angewiesen ist, verstehen sich die Kirchen falsch, wenn sie sich selbst außerhalb des erfahrbaren Kampfgetümmels des Weltgeschehens ansiedeln oder wenn sie umgekehrt bei ihrer (aktiv teilnehmenden und auch deutenden) Beziehung zu diesem Weltgeschehen glauben, auf die spezifisch religiösen Vollzüge – wie Bekenntnis und Wort, Sakrament und

konsequente Glaubenspraxis in der Welt – verzichten zu können. Die Kirchen leben aus dem Heil, das Gott *in der Welt* verwirklicht. Kirchen sind nur ein Ausschnitt aus unserer menschlichen Geschichte, und sie werden ohne die «profane» Geschichte unbegreiflich, wie andererseits die profane Geschichte unheilbringend wird ohne das befreiende Handeln inspirierter Menschen.

Kirchen und Religionen sind der dankbare Willkommgruß an den nahenden Gott, der befreit und Menschen zur Befreiung auffordert. Bekenntnis und Wort, Sakrament und Glaubenspraxis, für Menschen heilbringendes und gemeinschaftsstiftendes Handeln in der Nachfolge Jesu machen die Auseinandersetzung mit dem Weltgeschehen nicht überflüssig; während umgekehrt das, was im sogenannten «profanen» Weltgeschehen eigentlich geschieht, das Sprechen in der Glaubenssprache notwendig macht. Genau deshalb ist die geschichtliche – auch die sozial-politische – Praxis in der Welt nicht zu trennen vom verkündigenden, sakramentalen und kirchlichen Handeln. Wer diesen Zusammenhang auseinanderreißt, der verletzt die innerste Struktur von Religion und Kirchesein.

Und dennoch ist das bekennende von Gliedern und Leitern der Kirche nie ein *eigenmächtiges Sprechen*, sondern eine gnadenhafte Antwort auf das, was allem Sprechen der Gläubigen vorausgeht: Gottes schöpferisches Handeln in der Geschichte in und durch Menschen für die Befreiung, für das Heil der Menschen. Es sind wiederum Menschen, gläubige Menschen innerhalb einer bestimmten Erfahrungstradition, die dieses Handeln Gottes zur Sprache bringen, «zu Wort kommen lassen». Nur so können wir von «Wort Gottes» sprechen – aber dann allerdings zu Recht. Gott selbst ist die Quelle all unseres Sprechens über Gott. Wir verdanken unser bekennendes Sprechen über Gott dem Schöpfer, der uns sich selbst offenbart. Deshalb sind Kirchen auch Gemeinschaften, die *zu* Gott sprechen: betende Glaubensgemeinden und nicht nur irgendwelche Aktionsgruppen. Ihre Praxis ist das Tun dessen, was in Bekenntnis und liturgischem Gebet zu Sprache kommt. Jesus, der diesem universalen Heilswillen des Schöpfergottes in Wort und Tat auf einzigartige Weise ein erkennbares menschliches Aussehen gab, wurde durch ein weltliches, profanes Urteil ans Kreuz gebracht. In diesem Sinn ist ein historisches, profanes und politisches Geschehen der zentrale Orientierungspunkt der christlichen Kirchen – ein Geschehen, das die Kirchen deshalb auch zu Recht feiern dürfen; sie sind ja das «Sakrament» des Heils, das in der Welt verwirklicht wird.

Das «klassische» und das andere Kirchenbild

In der neuplatonisch-hierarchischen Auffassung von Kirche bildet die Kirche eine Pyramide, ein gestuftes System: Gott, Christus, der Papst, die Bischöfe, die Priester und die Diakone; danach die Ordensleute und schließlich die «Laien», welche noch einmal abgestuft werden in die Männer und – ganz zuunterst – die Frauen mit den Kindern. Dieses nachtridentinische Kirchenbild stammt vom Jesuiten *Bellarmin* und vom Dominikaner *Torquemada*. Es wurde im Laufe der Zeit in der ganzen katholischen Kirche übernommen und im neunzehnten Jahrhundert noch verstärkt ausgebaut. Danach ist die Kirche eine Gemeinschaft, welche rund um den Papst organisiert ist. Die Bischöfe in den einzelnen Bistümern sind die Präfekten des Papstes, und die Priester wiederum sind die lokalen Stellvertreter dieser Präfekten, um die Herde dort ganz unten zu weiden.

Die ideologische Legitimation dieses Kirchenbildes ruht auf zwei Pfeilern: erstens auf dem *Übergewicht einer Christologie*, welche das Wehen des Geistes zuunterst an der Basis der Kirche vermaß und die Rolle des Heiligen Geistes vermittels der Ämtersukzession faktisch nur für die Hierarchie in Anspruch nahm, und zweitens auf der *sozialen Funktion* der päpstlichen Unfehlbarkeit. In dieser Sicht wird der Papst zum «Stellvertreter Christi auf Erden», wie etwa die Statthalter Stellvertreter des römischen Kaisers in weit entfernten Gebieten waren. Die Rolle des

Malieveld – anderes Gesicht der Kirche

Hundertvierzehn holländische katholische Organisationen und Gruppen, darunter die Basisgemeinschaften, hatten für den 8. Mai 1985 zu einer ganztägigen Veranstaltung auf das Haager Malieveld eingeladen. Dort sollte angesichts des Papstbesuches, der einige Tage später begann, «das andere Gesicht der Kirche» gezeigt werden. Mit der *Ansprache von Edward Schillebeeckx* erreichte der Tag seinen Höhepunkt. Dabei sagte Schillebeeckx auch, was viele andere ebenso empfanden: «Dieser Tag darf etwas von einem Jubeltag haben. Nicht in der Weise, daß wir's feiern würden, im Recht zu sein, sondern weil wir ein anderes Gesicht der Kirche zeigen dürfen und alle zusammen auch zeigen können.» Das ist wohl für jeden der etwa zwölftausend Teilnehmer der bleibende Eindruck. Nicht eine andere Kirche wollten diese Leute, sondern daß ihre Kirche, soll sie Zukunft haben, anders wird.

Dieser Tag war festlich und von beschwingter Jugendlichkeit und Offenheit geprägt. Apologetische oder aggressive Töne waren nicht zu hören. Man spürte die Gaben des Geistes. Die Reden waren durchwegs von gutem intellektuellem Niveau, die Emotionen bei aller Bewegtheit nicht penetrant. Malieveld – das war eine Kirche von Menschen, in denen der Geist in seinen vielfältigen Formen wirkt. Eine Kirche, von der man gelegentlich träumt, wurde dort am 8. Mai für einen ganzen, kurzen Tag realisiert. Nicht nur das Zirkuszelt in der Mitte des Feldes ließ mich an André Hellers Traumwelt für Erwachsene denken. Auf dem Malieveld war Kirche für erwachsene Christen präsent.

Knut Wolf, Nijmegen

Geistes wird so auf der tiefsten Ebene der Gläubigen reduziert auf ein Sichaneignen dessen, was auf höchster Ebene von der Hierarchie gesagt oder beschlossen wurde. Dieses Kirchenbild schließt die Gläubigen vollkommen von jener Ebene aus, auf der amtliche Entscheidungen gefällt werden. Laien, besonders Frauen, sind nicht mehr *Subjekte*, also Träger und Schöpfer von Kirchengeschichte, sondern sie werden Objekte der priesterlichen, hierarchischen und männlichen Seelsorge.

Verheerend daran ist besonders die praktische Verschiebung von der Autorität, welche bestimmten päpstlichen Akten unter juristisch kontrollierten und genau umschriebenen Umständen zukommen kann, auf die Person des Papstes selbst, der dann als Person unfehlbar sein soll. «Der Papst ist persönlich unfehlbar», wird dann gesagt – eine Aussage, welche schon nach gut römisch-katholischem Verständnis glattwegs eine Häresie darstellt. Es ist dies wohl eine der wenigen Häresien, die von offizieller Seite bisher nie verurteilt worden ist. Natürlich können bestimmte päpstliche oder konziliare Beschlüsse tatsächlich unfehlbaren Charakter haben – aber nur, wenn sie im Namen der gesamten Kirchengemeinschaft auf der Ebene von Herausforderungen, die für einen evangeliumsgemäßen Glauben lebenswichtig sind, gefaßt werden. In solchen Aussagen kommt dann – auf geglückte oder weniger geglückte Weise – nichtsdestoweniger echt *christliche Wahrheit* historisch zur Sprache. Das zeugt vom Beistand des Heiligen Geistes, der das unverkürzte Evangelium sicherstellt; es erhöht aber nicht die Person des Papstes. Der Papst bleibt, was er ist: ein geniale oder eine mittelmässige, eine demokratisch oder autoritär gesinnte Persönlichkeit. Wer von der kirchenrechtlich kontrollierten Unfehlbarkeit einfachhin übergeht zur Person des Papstes, der beraubt faktisch alle anderen institutionellen Instanzen in der Kirche – die Bischöfe ebenso wie die gesamte Glaubensgemeinschaft – ihrer ursprünglich christlichen Autorität und Eigenart. Päpstlicher Personenkult als Folge von Unfehlbarkeitsmystik übersieht, daß die Petrusfunktion oder die petrinische Einheits- und Gemeinschaftsfunktion nur *ein* Amt,

nur ein amtlicher Dienst unter vielen andern Ämtern in der Kirche ist.

Das Zweite Vatikanische Konzil zeichnete ein anderes Bild von der Kirche. Es hat das ältere Kirchenbild wenigstens theoretisch dadurch überholt, daß es (noch vor jeder Aussage über die kirchlichen Ämter) die Kirche als das durch Gott zusammengerufene Volk bestimmte. In diesem Volk Gottes sind alle Gläubigen gleichgestellt – gläubige Subjekte, die aus dem Geist leben, freie Kinder Gottes. Erst nach diesen Aussagen über das Volk Gottes, welches unterwegs ist zur Vollendung, spricht dann dieses Konzil von bestimmten Elementen, welche die Kirche oder das Volk Gottes organisieren. *Die Ausdifferenzierung von Ämtern, welche durch diese Strukturierung erfolgt, tastet aber das Recht des Volkes Gottes als ursprüngliches Subjekt von Kirchesein nicht an.* Alle Ämter sind nur als Dienste an diesem Volk bestimmt. Und wenn auch diese Ämter besondere Charismen des Geistes sind, so ist damit noch nichts gesagt über die institutionelle Ordnung und Kontrolle in der Kirche.

Die Art nun, wie die Kirche konkret die Ämterfrage regelt, verunmöglicht eine institutionelle Plattform für das freie Spiel des Heiligen Geistes in den Gläubigen an der Basis. Daß das Amt ein Charisma des Heiligen Geistes ist, sagt nämlich nichts über die Frage, wie die Amtsträger ernannt werden müssen. «Was alle betrifft, ist auch eine Angelegenheit aller», lautete in solchen Fällen die alte kirchliche Losung. In seinem Kompromißcharakter gibt das Vatikanum II noch – wenn auch vielleicht ungewollt – Anlaß zur pyramidalen Sicht der Kirche. Zwar betont das Konzil zu Beginn das Recht und die Pflicht aller Gläubigen, als Christgläubige mitverantwortlich zu sein für die Kirche. Aber in einem späteren Kapitel von *Lumen Gentium* (Kp. 4) wird dann deutlich, daß man in der Praxis eine prästabilisierte Harmonie postuliert zwischen dem gelebten Glauben der gesamten Kirchengemeinschaft und dem, was die Hierarchie als amtlichen Glauben verkündigt und formuliert. Aber weder zu diesem sprachlichen Ausdruck des Glaubens noch zur kirchlichen Amtsführung haben die Gläubigen irgend etwas zu sagen. Man behauptet folgendes: Aufgrund des Willens Christi kann es keinen Widerspruch geben zwischen dem, was im Leben einer Kirchengemeinschaft an Glaubensinhalt vorhanden ist; und dem, was der Papst oder die Hierarchie vorschreibt. Denn – so lautet die Argumentation – das Objekt im Leben des Volkes Gottes ist das «geoffenbarte Mysterium», und das Objekt von Verkündigung, Kult und Leitung durch die Hierarchie ist *dasselbe Mysterium*. Die Grenzen der hierarchischen Vollmachten aber sind einzig die Grenzen der Offenbarung selbst.

Konflikt und Sündhaftigkeit

So entsteht ein unsicheres Gleichgewicht, eine positivistisch postulierte Harmonie zwischen dem Leben der Gläubigen und der Lehre der kirchlichen Hierarchie. Diese Idylle interner Harmonie hat in institutioneller Hinsicht schwerwiegende Folgen. Denn damit wird jeder faktische Konflikt zwischen Gläubigen und Hierarchie sowie jeder Konflikt zwischen einer Ortskirche und der kirchlichen Zentralregierung auf die Ebene der Sündhaftigkeit abgedrängt. Diese Sicht verschweigt jedoch, daß die Kirchengeschichte noch nie eine solche Idylle gewesen ist. Die faktische Geschichte der Konflikte wird so a priori als eine Frucht der Sünde gesehen. Jeder Konflikt wird innerhalb dieser Logik zum Vorteil des Stärkeren, nämlich der hierarchischen Position, unterbunden; und die gleiche Hierarchie erklärt einen solchen Konflikt zur Sünde der Basis gegen sich selber!

Daß es auch Konflikte geben kann, die mit Sündhaftigkeit überhaupt nichts zu tun haben, sondern z. B. auf Gegensätze zwischen den genuin evangelischen und pastoralen Interessen des Volkes und den Eigeninteressen der hierarchischen Organe zurückzuführen sind, das wird in der Praxis total vernachlässigt. Diese Erklärung der Sündhaftigkeit jedes Konfliktes in der Kirche hebt die Hierarchie in eine immune und sturmfreie

Zone. Man betrachtet die Kirche im Grunde nach wie vor als eine «societas perfecta», als das vollendete Reich Gottes unter Leitung des Stellvertreters Christi. In dem Maße, in dem die Kirche treu bleibt, hat sie folglich auch keine echte Geschichte; die faktischen Konflikte, die es je gegeben hat und die es heute gibt, werden kurzerhand zu einer Geschichte der menschlichen Sündhaftigkeit abgestempelt.

Gerade diese Sicht, die leider nicht nur eine Sicht, sondern eine kirchliche Praxis ist, bildet den Grund dafür, daß viele Gläubige an ihrer Kirche leiden. Es gibt im Moment in der niederländischen und in der belgischen Kirchenprovinz viel Leiden um des Glaubens willen. Wenn Hierarchie und Gläubige hier und da verschiedene Wege gehen, scheinen etliche Leute zu vergessen, daß diese Gläubigen dies gerade aus einer evangelischen Gesinnung und um der Kirche willen tun. Und obwohl auch wir sündige Menschen sind, so ist es innerhalb der ideologischen Logik dieses Kirchenbildes doch ein starkes Stück, bei Konflikten die Gläubigen kurzerhand einzuteilen in *Rechtgläubige* und *Irrgläubige*. Wenn gerade die kirchliche Hierarchie in den meisten Fällen fehlbar ist, wenn sie nichtsdestotrotz kraft des Beistandes des Geistes die kirchliche Gemeinschaft durch jedes Hoch und Tief hindurch in Treue zum Evangelium zu bewahren versteht und wenn sie schließlich, gleichsam als Hilfe dazu, in einigen wenigen Fällen auch «unfehlbar» auftreten kann – dabei allerdings eine Unfehlbarkeit anzeigend, welche sogar nach dem Ersten Vatikanischen Konzil nur die Evangeliumstreue der ganzen kirchlichen Glaubensgemeinschaft kritisch widerspiegelt –, warum sollte dann das Recht zum vornherein auf der Seite des Papstes und der Bischöfe liegen?

Kirche und Ökumene

Die Mitverantwortlichkeit aller Gläubigen für die Kirche auf der Basis unserer Geistestaufe schließt in ihrem Wesen (wie auch immer das konkret zu organisieren ist) die Mitbeteiligung aller Gläubigen bei kirchlichen Amtsentscheidungen mit ein. Das Vatikanum II machte hierzu denn auch wenigstens einige institutionelle Ansätze, welche diese Mitsprache aller konkret ermöglichen sollten: die römischen Synoden, die aus Laien bestehenden Diözesan- und Pfarreiräte, die Kader verschiedener katholischer Organisationen. Aber als diese Institutionen in der Praxis ihre mitunter freilich vielfältigen Früchte zeitigten, wurden sie von oben her ausgehöhlt und lahmgelegt. Darüber hinaus richten sich die meisten Anwendungsdekrete nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil fast nur nach dem einen Strang in diesem Konzil aus, so daß der andere Strang desselben Konzils keinerlei institutionelle Stütze bekommt und deshalb – aufgrund des Gesetzes der Spannung zwischen Charisma und Institution – dazu verurteilt ist, vorläufig aus dem Leben der Kirche zu verschwinden. Man kann in Wirklichkeit nicht ehrlich von Gleichheit aller in der Kirche (Gal 3, 26–28) sprechen, wenn man nicht bereit ist, die institutionellen Formen dieser Gleichheit zu präzisieren und sicherzustellen.

Daß die Kirche zur Ordnung der «Sakramentalität» gehört, bedeutet, daß Kirche und Reich Gottes nicht identisch sind. Das Reich Gottes ist nicht «von dieser Welt», während die Kirche eindeutig «von dieser Welt» ist. Die Kirche ist Offenheit gegenüber dem Reich oder der Herrschaft Gottes über diese Welt.

Mit dem Credo des Konzils von Konstantinopel (381) bekennen alle christlichen Kirchen: «Ich glaube an die eine, heilige, katholische und apostolische «ecclesia» oder Glaubensgemeinschaft.» Im Zweiten Vatikanischen Konzil wird genau das von jeder Ortskirche ausgesagt. In jeder Ortskirche ist daher die universale Kirche wirklich gegenwärtig, sofern sie in Gemeinschaft mit den anderen Ortskirchen steht. Aber wir wissen, daß z. B. die Einheit konkret nicht besteht: Die christlichen Kirchen sind getrennt. Wir alle leiden unter der eigenen Sündhaftigkeit und derjenigen unserer Kirchen.

Die vier genannten Merkmale *beschreiben* also nicht unsere konkreten Kirchen in ihrer historischen Gestalt. Andererseits

kann jedoch auch keine Kirche ein mystisches Substrat aus der Wesenheit «Kirche» herauslösen. Kirchen bestehen immer nur in historischer Gestalt. Das bedeutet nun allerdings nicht, daß die vier Merkmale der Kirche rein eschatologisch sind – nur eine Wirklichkeit des Reiches Gottes. Es bedeutet, daß alle christlichen Kirchen jetzt schon *Elemente in sich tragen, welche die Einheit fordern*, besonders: *ein Gott und ein Herr, eine Taufe und eine Tischgemeinschaft*.

Weil diese vier Merkmale in allen Kirchen nur gebrochen, mitelmässig, eng und in enger konfessionalistischer «verzuingung» vorhanden sind, stellen sie innerhalb aller Kirchen um so mehr Imperative zur Veränderung dar, Aufrufe, sich wirklich auf den Weg zum ökumenischen Endziel zu begeben. Die Dynamik dieser Strukturelemente in allen Kirchen braucht gerade nicht den Bruch zu zementieren; das Evangelium legitimiert nicht die Mittelmässigkeit; und die verkündigte Botschaft begründet nicht das Abschließen in geschlossene Schutzräume. Die vier «Merkmale» der Kirche stellen alle christlichen Kirchen unter den Aufruf, *sich zu bekehren*. Man kann nicht nur von anderen christlichen Kirchen Umkehr verlangen. Alle lokalen und konfessionellen Kirchen sind nur in dem Maße «Kirche», als sie die «communio», die Gemeinschaft mit anderen Ortskirchen und Konfessionen pflegen, begünstigen und aktiv fördern. Das Ärgernis ist nicht, daß es Unterschiede gibt; das Ärgernis ist vielmehr, daß diese Unterschiede *ein Hindernis für die communio* sind (man will zu Recht von der Einheit kein allzu großes Aufheben machen, denn man nimmt die Unterschiede ernst). Aber vielseitig schattierte Einheit-in-communio verlangt keineswegs eine formelle, institutionelle und administrative Einheit und ebensowenig eine Super-Kirche.

Die vier Merkmale des Bekenntnisses sind auch für die römisch-katholische Kirche keine Beschreibung, wohl aber ein Imperativ. Ökumene ist keine private Aneignung des Evangeliums, eher schon eine «Ent-eignung» der Kirchen. Es gibt ja eine Pluralität als Prinzip der Ausschließung des anderen; aber es gibt auch eine Vielfalt, die keinen Widerstand wachruft, sondern innerhalb der «communio» gelebt wird. Verschiedenheit ist innerhalb der «communio» mit dem anderen, der wirklich anders bleibt, nur *positiv*. Es gibt keine echte Ökumene ohne das Bemühen, die Pluralität der Kirchen *theologisch* zu verstehen: Wir müssen *dasselbe ...* in Verschiedenheit erfahren können. Es gibt kein ewig gültiges Einheitsmodell, und es gibt auch kein vorgegebenes, allgemein verpflichtendes Einheitsmodell. Für die Ökumene brauchen wir alle christlichen Kirchen; wir alle streben nach einer zukünftigen Einheit, deren Modell bis heute in keiner einzigen Kirche aktuell verwirklicht ist. Einheit

bedeutet Zukunft und nicht Rückkehr in einen alten Zustand. Es gibt überdies keine Gemeinschaft ohne Konflikte – außer in Utopia oder im Himmel! Wohl aber bedeutet die Vollendung ein Urteil über unseren heutigen Zustand; sie scheint auf in der Revolte gegen die Unmenschlichkeit, die in diesem heutigen Zustand noch herrscht.

Liebe Malieveld-Leute, auf dem Hintergrund ähnlicher Einsichten kam das jüdische Volk auf die Idee, jedes siebte Jahr zu einem Jubeljahr auszurufen – einem Jahr, in dem in der abgelaufenen Zeit entstandene unmenschliche Mißverhältnisse wiedergutmacht werden mußten. Denn schon damals kannte man die Schwachheit des menschlichen Herzens und die Gewalt unfreimachender Strukturen. Mit dem «Dein Wille geschehe» im «Vaterunser» kann man Menschen auch entmündigen. Ein Jubeljahr kann den Menschen ihre Identität zurückgeben, ihre Tränen trocknen und sie zu gegenseitiger Vergebung veranlassen – in Gerechtigkeit und Liebe. *Was wir brauchen, ist ein solches Jubeljahr*. Die Kirche ist nicht das Reich Gottes; sie darf deshalb keine politische Macht werden. Aber auch die Welt ist nicht das Reich Gottes, es sei denn, hier im alltäglichen Leben werden Arme und Erniedrigte, Arbeitslose und Unterdrückte, Ausgestoßene und Einsame *wirklich aufgerichtet* und getröstet. Die Kirche, unsere Kirche darf sich deshalb ebensowenig in eine a-politische und a-soziale Innerlichkeit zurückziehen.

Dieser Tag – Malieveld, Den Haag, 8. Mai 1985 – darf etwas von einem Jubeltag an sich haben; nicht in der Weise, daß wir's feiern würden, im Recht zu sein, sondern weil wir ein anderes Gesicht der Kirche zeigen dürfen und mit allen zusammen auch zeigen können und weil wir zu sagen wagen: Beurteile uns danach, ob wir – als «Menschen Gottes» in der Nachfolge von Jesus Christus – wirklich beitragen zur evangeliumsgemäßen Heilmachung und Befreiung von Menschen. Auch wir alle wissen, daß eine heile Kirche in einer heilen Welt nicht «von dieser Welt» ist; wir wissen aber auch, daß Kirche und Welt einen Imperativ beinhalten, hier und jetzt zu arbeiten am Heilmachen und Heilen der Welt wie auch der Kirche, am Heilmachen von – Menschen.

In diesen unseren Bemühungen dürfen und können wir als stümperhafte Gläubige nur wirkliche Anzeichen der erträumten Vollendung sehen, Anzeichen von Gott, der Ausschau hält nach Menschen: in der Geste der winkenden Hand einzelner Menschen *und* im befreienden, gemeinschaftsstiftenden Handeln von vielen lieben Mitmenschen. Wir leben schließlich aus Gottes befreienden Worten und Taten: Du, Ihr, ich – wir gehören dazu!

Edward Schillebeeckx, Nijmegen

Aus dem Niederländischen übersetzt von Felix Senn, Fribourg.

DDR – Christsein und Kirche im Sozialismus

Der Weg der Kirche in den vierzig Jahren seit Kriegsende ging durch unerprobtes Gelände: Eine Mehrheitskirche protestantischer Konfession begegnet dem Marxismus-Leninismus. Der auf diese Weltanschauung gegründete Sozialismus ist nicht auf eine Partei unter anderen beschränkt, sondern bestimmt den Staat, in dem wir leben. Die Begegnung ist unausweichlich.

Für diesen Weg gibt es keine Tradition und keine Vorbilder. Darum ist es kein Zufall, daß uns viele Kirchen und Christen aus der Ökumene fragen: Kann man überhaupt in einer sozialistischen Gesellschaft als Christ leben, zumal ja zu den Grundüberzeugungen des Marxismus-Leninismus der Atheismus gehört? Solche Fragen kommen besonders aus den Völkern, die eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen beginnen. Es gibt natürlich viele besorgte, kritische, auch harte Anfragen. Wir nehmen sie ernst, sofern wir aus ihnen die Bereitschaft zu brüderlichem Gespräch heraushören. Wir sind uns allerdings dessen bewußt, daß über unseren Weg weder das Urteil unserer Zeitgenossen noch die Reinheit unserer Absichten oder unserer Gesinnung entscheiden; nicht einmal die Geschichte wird das

letzte Wort sprechen. Nicht kritische Zeitgenossen, nicht die nachgeborenen Besserwisser sind die Richter, sondern Gott.

In der Schule Gottes

Gottes Richterspruch aber ist bis zum Jüngsten Tage verborgen. So bleibt uns, nicht das absolut Gute und Richtige, sondern das nach unserer Überzeugung und im Abwägen aller Umstände Bessere, das jeweils Notwendigere, dem Auftrag Gemäßere zu suchen und zu tun. Wir gewinnen die nötige Klarheit, indem wir das Gespräch mit den Vätern und den Brüdern – hier bei uns und in der Ökumene – suchen und mit ihnen im Gespräch bleiben. Diese Bescheidung macht uns frei, das, was wir (vorläufig!) als richtig erkannt haben, getrost zu tun, umzukehren, wenn wir geirrt haben, neue Wege zu suchen, wenn die alten sich als Holzwege erweisen.

Dabei leitet uns die Grundvoraussetzung, daß die Kirche dazu da ist, den Menschen zu sagen, was wirklich ist und was für alle gilt: «Ich bin der Herr, dein Gott», und sie darum einzuladen,

Zum 15. November 1985 wird an unserem **Neuwieder St. Elisabeth-Krankenhaus** (528 Betten) für die neu zu besetzende Stelle eines **hauptamtlichen**

Krankenhauseelsorgers

ein **Priester** gesucht. Der Bewerber kann Diözesan- oder Ordenspriester sein.

Die Krankenhauseelsorge wird von 4 hauptamtlichen Mitarbeitern (1 Priester, 3 Laientheologen) wahrgenommen.

Es erwarten Sie:

- viel Seelsorge und wenig Verwaltung
- Zuständigkeit für ca. 150 Patienten
- Wahrnehmung der dem Priester zukommenden Dienste für das ganze Haus
- Teamarbeit
- eine differenzierte Aus- und Weiterbildungsarbeit für Krankenhausmitarbeiter
- Praxisanleitung für Praktikanten

Wir erwarten von Ihnen:

- Erfahrung in der (Krankenhaus-)Seelsorge und/oder die Bereitschaft zur Weiterbildung im Sinne der Klinischen Seelsorgeausbildung
- engagierte Patientenarbeit aus dem Geist des Evangeliums mit Offenheit für Andersdenkende
- die Fähigkeit, Menschen in Krisensituationen zu begleiten
- Bereitschaft zur Teamarbeit
- Zusammenarbeit mit Ärzten, Schwestern usw.
- Erfahrung mit Gruppenarbeit

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen, einschließlich Lichtbild und tabellarischen Lebenslaufs, werden erbeten an: Generalat der Franziskanerinnen von Waldbreitbach, Postfach 1140, D-5451 Waldbreitbach.

das zu tun, was nach *Martin Luthers* Erklärung daraus folgt: «Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.» Gott kämpft um seine Welt, daß sie dies erkennt und annimmt. Dazu ist Jesus Christus gekommen. Das mit ihrem Wort und ihren Taten anzusagen, hat er seine Kirche beauftragt. Dazu ist sie da. Wir werden über den Weg der Kirche also nicht abgelöst von diesem Auftrag nachdenken können.

Daß die Kirche um ihres Auftrages willen lebt und selbst schon Frucht ihres Auftrages ist, will die Bezeichnung «Zeugnis- und Dienstgemeinschaft» unterstreichen. So hat sich der *Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR* bezeichnet. Es geht nicht oder nicht in erster Linie um das Verhältnis von Staat und Kirche, ja, nicht einmal von Gemeinde Gottes und Welt. Auf keinen Fall kann sich die Kirche von ihrem staatlichen, gesellschaftlichen, überhaupt von einem menschlichen Gegenüber fixieren lassen. Sie hat ihren Auftrag von Gott. Um dessentwillen sucht sie ihren Weg in der Welt. Um dessentwillen ist die Freiheit der Verkündigung für sie lebenswichtig. Um dessentwillen freut sie sich, wenn die Christen frei das leben können, was sie glauben, und wenn die Kirche ihre Angelegenheiten in eigener Verantwortung ordnen kann. Um dessentwillen geht es ihr aber auch um die Welt selbst als Gottes Schöpfung, um ihr Ganzes und um jeden einzelnen. Nach bestem Wissen tritt sie ein für alles, was das Leben fördert, und wehrt ab, was das Leben bedroht. Weil diese Welt Gott dem Herrn gehört, darf sie nicht in Elend, Blut und Schmutz verkommen.

Wenn das so ist, dann kann eine Besinnung über die letzten vierzig Jahre nur mit einem Dank für Gottes Treue und Geduld beginnen, die er an uns Christen zu beweisen reichlich Gelegenheit hatte. Ich wünschte mir, daß wir diese Grundmelodie bei allem, was noch zu sagen ist, nicht überhören. Von ihr her gewinnen wir den richtigen Ausgangspunkt für unser Denken und Handeln: Die Kirche Jesu Christi lebt, wir Christen leben in der sozialistischen Gesellschaft der DDR.

Dabei machen wir neue Erfahrungen und entdecken neue Chancen. Unsere Bereitschaft, verantwortlich mitzudenken, zu handeln und zu lernen, wird vielfach herausgefordert. Unter der Gewißheit, daß Gottes Treue die begleitet, die sich in seinen Dienst stellen, können wir diese Zeit als eine Schule verstehen, wohlgerne als Schule *Gottes* und nicht als Klippschule der blanken Tatsachen. Wir brauchen uns dessen nicht zu schämen, auf der Schulbank zu sitzen. Unter *diesem* Lehrer werden wir immer Schüler bleiben – «Jünger» heißt ja eigentlich «Schüler». Schüler sind noch nicht fertig. Wir Christen sind es auch nicht. Wir befinden uns damit in der guten Gesellschaft des Apostels: «Nicht, daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen möchte, nachdem ich von Christus Jesus ergriffen bin» (Phil 3, 12).

Was haben wir gelernt? Was müssen wir noch lernen?

Daß die Zahl der Bürger der DDR, die sich Christen nennen, erheblich kleiner geworden ist, steht vor aller Augen. 1946 rechnete man noch mit über 16 Millionen Christen. Wir haben heute keine genauen Zahlen; aber mehr als 8 Millionen sind es bestimmt nicht.

Die Entwicklung ist in den meisten Industriestaaten der Welt ähnlich. Die Volkskirche, die in der Kirche und Gesellschaft eine Einheit bildete, ist in einem tiefen Wandel begriffen. Ihr typisches Kennzeichen war, daß man die Zugehörigkeit zu ihr, ihren Platz in der Gesellschaft, ihre Amtshandlungen als etwas Selbstverständliches nahm. «Man» ließ seine Kinder taufen und konfirmieren, «man» ließ sich kirchlich trauen und beerdigen. Aber nun werden die Zahlen kleiner, der Bedarf an den sogenannten Amtshandlungen, die Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen – vom Gottesdienst bis zum Unterricht – wird geringer. Ich will die Gründe dafür hier nicht untersuchen, sie gehen von der Abwanderung aus dem Dorfe und damit von der Entwurzelung aus dem Zusammenhang bäuerlicher Sitte bis zu der Überzeugung, daß jeder der Macher seines Glückes ist. Sie liegen zweifellos nicht in erster Linie in einer atheistischen Propaganda, was ein Vergleich mit Staaten, die sich auf christliche Grundsätze berufen, deutlich zeigt.

Natürlich ist das eine Entwicklung, die nicht leicht zu ertragen ist. Die großen, viel zu großen Kirchen mahnen uns an die Zeiten, in denen sie einmal gefüllt waren. Es ist für einen Pfarrer, der früher 60 Konfirmanden hatte, nicht leicht, heute noch 6 zu unterrichten. Auch wir Christen sind ja nicht frei davon, daß wir die Rechtfertigung unseres Dienstes aus den Zahlen – also aus den Werken – suchen. Wer heute große Zahlen bringt, kann etwas, ist etwas. Schwunderscheinungen sind für diejenigen, die sich nicht an dem Weg und Auftrag Jesu Christi, sondern am «Erfolg» orientieren, ein Beweis gegen die Sache.

Wir alle sind Menschen unserer Zeit. Auch Christen brauchen wohl hier und da Erfolgserlebnisse. Wundert es uns, daß wir besonders bei den Mitarbeitern am Wort, in erster Linie bei den Pfarrern und Katecheten, manche Resignationserscheinungen finden? «Resignation», eigentlich das Zurücknehmen (*re-*) der Feldzeichen (*signum*) im Kriege, also dasselbe wie «Rückzug», heißt das Scheitern vorwegnehmen, ist also im Grunde ein Akt verzweifelten Hochmutes oder hochmütiger Verzweiflung. Resignation nimmt die Statistik ernster als Gottes Zusage «Ich bin der Herr, dein Gott».

Die Chance der kleinen Schar aufspüren

An Gottes Treue zu glauben, schließt aber gerade nicht aus, sondern ein, daß wir die Chancen der kleiner gewordenen Schar erspüren und ergreifen. In der Minderheitssituation ist unser Glaube nicht mehr das Normale und Selbstverständliche, sondern ein Angebot unter anderen. Uns Christen wird die Frage manchmal sehr hart gestellt: Wozu seid ihr da? Was wollt ihr eigentlich noch? Die Kirche kann nicht mehr als unbestrittene Vertreterin einer Mehrheit Privilegien verlangen. Der Pfarrer kann nicht mehr als Hüter der allgemein anerkannten Grundwerte unbedingte Autorität für sich in Anspruch nehmen. In der sozialen Skala ist er weit nach unten gerutscht.

Ist das eigentlich so schlimm? Ist es nicht sogar gut für uns Christen, daß wir uns Gedanken machen müssen über unseren Glauben, daß wir «Rechenschaft geben» müssen über die «Hoffnung, die in uns ist» (1 Petr 3, 15)? Haben wir nicht immer unter der entsetzlichen Uninteressiertheit und Unengagiertheit der vielen gelitten, die den Christennamen für sich in Anspruch nehmen? Es ist doch ein gutes und nicht ein schlechtes Zeichen, daß die Frage der Kindertaufe, der Konfirmation, des Abendmahls, der Trauung kräftig in Gang gekommen ist.

▷ Es ist eine Chance, daß wir Prediger des Evangeliums nicht damit begnügen können, die allgemein anerkannten Fakten des Glaubens den Menschen unserer Zeit mundgerecht zu machen, sondern daß wir – falls wir unseren Auftrag recht verstehen – die Bedeutsamkeit des Evangeliums in dem ganz konkret gelebten Leben aufzeigen müssen.

▷ Es ist eine große Chance, daß Pfarrer, ja alle Mitarbeiter der Kirche ein tiefverwurzeltes Vertrauen genießen – und dies nicht nur als Erbteil einer vergangenen Zeit.

▷ Es ist eine Chance, daß die kleine Schar, die Minderheit, ein deutlicheres Zeugnis ihres Glaubens geben kann als eine Kirche, welche die Zustimmung der Mehrheit hat und darauf bedacht sein muß, sie sich zu erhalten. Eine Minderheitskirche kann von der abendländischen Vermischung von christlichem Glauben und Mammonskult leichter Abstand gewinnen als eine Mehrheitskirche. Vielleicht kann diese Situation dazu helfen, daß die Bergpredigt als die große Hilfe Jesu, diese Welt gesundzumachen, deutlicher ins Gesichtsfeld tritt. Gewiß, eine Minderheitskirche kann die Massenmedien nur begrenzt in Anspruch nehmen. Sie wird in dem Maße hörbar sein, Öffentlichkeit haben, wie sie das zu ihrer Sache macht und ausspricht, was alle angeht.

Gerade die kleine Gemeinde hat, wenn sie sich nicht einkapselt und ins Ghetto geht, die Chance, Beistandsgemeinde, brüderlich-seelsorgerliche Gemeinschaft zu werden, die denen Geborgenheit, Trost und Rat vermittelt, die als einzelne in ihrem Alltag nach ihrem Glauben zu leben versuchen und antworten müssen – und dies mit einem ganzen Leben –, wenn sie danach gefragt werden.

Letztes Ziel der Wege Gottes ist ja nicht die Kirche. Wir fangen an zu buchstabieren, was das Kreuz Christi nicht nur für das Heil des einzelnen, sondern auch für den Weg der Kirche bedeutet. Wir lernen, daß das Kreuz alles Triumphalistische im Gehabe der Kirche ausschließt. Müßten wir nicht dahin kommen, ein Ja zu allem zu sagen, was uns dem Kreuz näherbringt?

Die Kirche redet nicht mehr vom Katheder aus, nicht mehr als Lehrerin der anderen, die immer schon weiß, was man zu glauben und zu tun hat. Ihr Ort ist nicht mehr der Wachturm hoch über der Stadt, von dem aus sie die anderen anweist und warnt. Sie spürt die Schmerzen der Gesellschaft am eigenen Leibe. Sie ist weit davon entfernt, ihre kleine Schar als Vorbild und Elite ausgeben zu können. Sie ist in vielen Dingen so ratlos wie die anderen und mißtraut denen, die auf alles eine Antwort haben. Aber sie weiß etwas von der Treue Gottes, sie weiß etwas von der Hoffnung, die nicht trügt, sie weiß darum oder kann es doch wissen, daß die «kleine Herde» (Lk 12, 32) die Chance hat, Salz der Erde zu sein.

Politische Verantwortung wahrnehmen

Der Glaube ergreift den ganzen Menschen und sein ganzes Leben. Er aktiviert ihn darum auch, politische Verantwortung wahrzunehmen. Was heißt das? Lange Zeit galt es als unpassend und unförmlich, wenn Christen sich um politische Fragen kümmerten. Politik verdirbt, so meinte man, nicht nur den Charakter, sondern zerstört den Frieden der Gemeinde. Aber was ist das für ein Frieden, der nur dadurch am Leben bleibt, daß große und lebenswichtige Gebiete ausgeklammert werden! Die Älteren unter uns haben es erfahren: Hitler konnte seine Erfolge nicht zum wenigsten darum erringen, weil wir Prote-

stanten politisch viel zu gutgläubig, zu autoritätsabhängig, zu unerfahren waren. Gerade dieses Beispiel zeigt überdeutlich die Gefahr: Wenn wir meinen, uns scheinbar «unpolitisch» auf eine «reine» Frömmigkeit zurückziehen zu können, haben wir bereits politisch Stellung genommen und helfen denen, die diese Passivität nur allzu gut für ihre Absichten brauchen können.

Darum ist der «unpolitische Christ» eine gefährliche Illusion. Wie kann man glauben, ohne mit Gottes Wirken in der Welt zu rechnen, wie kann man lieben, ohne auch dem Menschen zu helfen, der unter politischer Ungerechtigkeit und Bedrückung leidet, wie kann man hoffen, ohne sich für eine auch politisch gesündere Welt einzusetzen?

Nach der *Barmer Theologischen Erklärung*¹ (These V) ist es Aufgabe des Staates, «nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen». Das ist damals gegenüber einem Staat gesagt worden, der bereits erheblich Unrecht getan hatte und den Krieg kräftig vorbereitete. Wir haben inzwischen gelernt, daß der Friede zu kostbar ist, als daß man ihn den Politikern allein überlassen könnte. Und wir haben gelernt, daß das Recht nur dann zum Zuge kommt, wenn es eine breite Basis unter den Menschen hat.

Wir Christen haben den Frieden Gottes mit den Menschen zu verkündigen. Gottes Frieden ist nicht nur Herzensfriede. Gottes Friede (im Alten Testament *Schalom*) ist umfassend, er meint das heile Verhältnis zwischen Gott und Mensch, aber auch zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mensch und Schöpfung. Es wäre Heuchelei, wenn wir den Unfrieden der Welt als – freilich beklagenswerte – Norm ansehen und es Gott überlassen würden, Frieden zu stiften, genau so wie es Heuchelei wäre, an Krankheit und Hunger in der Welt, bedauernd natürlich, vorbeizugehen, weil erst das Reich Gottes die endgültige Hilfe bringe.

Frieden stiften

Gerade weil wir wissen, worauf Gott mit seinem Friedensreich hinaus will, haben wir die Möglichkeit, aber auch die Pflicht, heute und hier «Frieden zu stiften» (Mt 5, 9), und das heißt, kleine Schritte auf den gewiß beschränkten, unvollkommenen irdischen Frieden hin zu tun. Sie werden bescheiden genug sein. Aber wir sollten keine Angst vor politischem Urteil und vor Stellungnahmen haben, sofern wir sie selbst voll und frei verantworten können. Natürlich ist unsere Urteilsfähigkeit beschränkt. Aber auch die Politiker sind nicht so allwissend, wie sie sich manchmal geben. Natürlich werden wir Fehlurteile nicht vermeiden können. Das geht auch wesentlich besser Informierten nicht anders. Der schlichte Satz: «Wer nichts tut, macht nichts falsch», stimmt doch einfach nicht. Hat der reiche Mann nichts falsch gemacht, als er den armen Lazarus vor seiner Tür liegen ließ? Haben Priester und Levit nichts falsch gemacht, als sie an dem Mann vorbeigingen, der unter die Räuber gefallen war?

Es ist eine gute Sache gewesen, daß sich die Synode der *Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)* schon 1950 zu einem Friedenswort und zu einer Warnung vor der Wiederaufrüstung entschlossen hat – übrigens zugleich mit einem Bußwort gegenüber den Juden. Vielleicht haben wir seit diesem ersten Appell gelernt, etwas weniger predigend zu sprechen. Wir sind kritischer gegenüber allgemeinen Erklärungen für den Frieden geworden. Hilfreich und dauerhaft kann nur der genaue Frieden sein, der offene Fragen nicht verkleistert oder umgeht, sondern anpackt.

¹ Die weitgehend von *Karl Barth* entworfene und auf der ersten Bekenntnissynode in *Barmen* 1934 angenommene «*Theologische Erklärung*» war der Grundtext der evangelischen «Bekennenden Kirche» in der NS-Zeit. Text: Die *Barmer Theologische Erklärung*. Einführung und Dokumentation, hrsg. von A. Burgsmüller und R. Weth, 1984. Vgl. dazu *C. Nicolaisen*, *Der Weg nach Barmen*. Die Entstehungsgeschichte der Theologischen Erklärung von 1934, 1985 (beide Publikationen im Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn) (Red.).

Es war gut, daß seinerzeit um die Massenvernichtungsmittel ein ernster Streit entbrannte, auch wenn er die Kirchen belastete.

Es ist, so meine ich, ein richtiger Schritt auf dem Wege, daß die Kirchen die *Schlußakte von Helsinki* mit Freude begrüßt und auf ihre Möglichkeiten immer wieder hingewiesen und auf ihre Verwirklichung gedrungen haben und dringen. Wie sollte Entspannung, Bildung von Vertrauen und Zusammenarbeit – alles erklärte Ziele von Helsinki – nicht im Blickpunkt derer liegen, die Botschafter der Versöhnung sind! Wie sollten die, die etwas vom verheißenen Friedensreich wissen, nicht darauf dringen, daß die Mächte endlich Schritte zur wirklichen Abrüstung tun, die ja seit dem Ersten Weltkrieg versprochen ist!

Wir freuen uns, im Rahmen der *Ökumenischen Bewegung* Bedingungen und Gefährdungen des Weltfriedens studieren und gelegentlich auch Hilfen zu friedlichen Entwicklungen leisten zu können. Aber wir sind nicht wie eine Regierung im Besitz der nötigen Machtmittel. Dennoch können wir unmittelbar etwas zum Frieden beitragen, etwas, das ich «innere Abrüstung» nenne: daß nicht ein Staat oder eine Staatengruppe die andere automatisch und für alle Zeiten als Feind ansieht, daß man nicht letzten Endes doch von militärischen Aktionen statt von friedlichen Verhandlungen die Lösungen der großen Fragen erwartet, daß wir es lernen, in unserer Umgebung, in unserer Familie, im Beruf und in den Gemeinden Konflikte friedlich zu lösen – also das, was wir «Friedenserziehung» nennen. Wir haben darum auch nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die Erziehung zum Frieden in diesem Sinne unbedingt den Vorrang behalten muß, wenn schon trotz der von uns vorgebrachten Bedenken der Wehrunterricht an den Schulen der DDR eingeführt wurde.

Gerechtigkeit fördern

Mit der Verantwortung für den Frieden hängt die für das Recht eng zusammen. Kein Frieden kann ohne Gerechtigkeit gelingen. Darum war es notwendig, daß unsere Kirchen das *Programm des Ökumenischen Rates zur Bekämpfung des Rassismus* bejaht haben. Wir verstehen es als Spezialfall für die Anwendung der *Menschenrechte*. Der Zusammenhang zwischen Frieden und Menschenrechten ist durch die *Schlußakte von Helsinki* (Prinzip VII) unübersehbar geworden. Die Menschenrechte sind nicht ihrem Wortlaut nach aus der Bibel gewonnen. Aber wir Christen bejahen sie als den der geschichtlichen Entwicklung gemäßen Ausdruck für die Würde des Menschen. Diese Würde ist nach unserer Überzeugung nicht im Menschen selbst begründet, sondern darin, daß Gott den Menschen zu seinem Gegenüber – «ihm zu Bilde» – geschaffen hat. Es ist eine beständige Aufgabe, auf das Gleichgewicht zwischen den Rechten der Allgemeinheit, in denen das Wohl des einzelnen bewahrt ist, und den Rechten des einzelnen, mit denen er sein Besonderesein gegenüber der Allgemeinheit behauptet, zu achten. Wir Christen sollten unserem Herrn darin folgen, daß wir vor unserem eigenen das Recht des anderen bedenken und uns dafür einsetzen.

Als der Ökumenische Rat 1948 gegründet wurde, lag sein Schwerpunkt eindeutig in Europa und Nordamerika. Inzwischen sind die meisten Kirchen der Dritten Welt hinzugekommen, und damit kamen ihre Probleme. Wenn wirklich gilt: «wenn ein Glied leidet, leiden die anderen mit», werden wir bereit sein müssen, deren Leiden als die unseren mitzutragen. Ihr Leiden aber ist eine jahrhundertelange, noch immer nicht überall beendete koloniale und neokoloniale Ausbeutung, eine noch immer zäh festgehaltene Herrschaft der weißen Minderheit, besonders in Südafrika, und eine gegen alle Menschenwürde und den Geist Christi verstößende Rassendiskriminierung: Dies alles zusammen ist die heutige Form von Sklaverei. Wir werden unseren Brüdern und Schwestern in der Dritten Welt nicht helfen können, und wir werden auch kein Verständnis bei ihnen finden, wenn wir ihnen freundliche Ratschläge geben, sie theologisch belehren und unseres Mitgefühls versichern. Es gibt

auch in unseren Gemeinden die Frage, ob es zu verantworten ist, im Rahmen des Programms zur Bekämpfung des Rassismus Befreiungsbewegungen zu unterstützen. Gewiß ist Gewalt kein Mittel, dessen sich Christen ohne Schuld bedienen können. Gewaltanwendung ist kein «gutes Werk» im Sinne Christi. Aber es steht uns Europäern, die ihre eigenen Befreiungskriege mit bestem Gewissen, unter Berufung auf Gott, geführt haben, schlecht an, Menschen, die sich aus ihrer Fron befreien wollen, zu kritisieren, wenn ihnen nach jahrzehntelangem Zögern kein anderer Weg zu bleiben scheint als die Veränderung zum Guten auf gewaltsamem Wege.

In der Gesellschaft verantwortlich mitleben

Die Chancen der kleinen Schar aufzuspüren, politische Verantwortung wahrzunehmen, dies zu lernen, ist uns in der besonderen Situation aufgegeben, in der wir uns befinden: in der sozialistischen Gesellschaft der DDR. Wenn Gottes freie Gnade die letzte Wirklichkeit dieser Welt ist, kann uns nichts von der Liebe Gottes scheiden. Darum brauchen wir den Menschen unserer Gesellschaft, auch wenn sie nicht christlich sind, nicht ängstlich oder gehässig reagierend zu begegnen, sondern können hilfsbereit und besonnen auch in der sozialistischen Gesellschaft verantwortlich mitleben. Das zu lernen, halfen uns so vorausschauende Worte, wie sie *Dietrich Bonhoeffer* 1944 im Gefängnis aufgeschrieben hat: «Auf unsere Privilegien werden wir gelassen und in der Erkenntnis einer geschichtlichen Gerechtigkeit verzichten können. Es mögen Ereignisse und Verhältnisse eintreten, die über unsere Wünsche und Rechte hinweggehen. Dann werden wir uns nicht in verbittertem und unfruchtbarem Stolz, sondern in bewußter Beugung unter ein göttliches Gericht und in weitherziger und selbstloser Teilnahme am Ganzen und an den Leiden unserer Mitmenschen als lebensstark erweisen»².

Das *Darmstädter «Wort des Bruderrates der EKD»* von 1947³ hatte vor falschen Fronten gewarnt und es gewagt, den ökonomischen Materialismus der marxistischen Lehre als Anlaß für die Buße der Christen und der Kirche ernstzunehmen. Doch dieser Ruf wurde, als der Sozialismus in der DDR zur Realität wurde, nur von wenigen gehört. In der erwähnten Verlautbarung, dem «Kommuniqué» vom Juli 1958, hieß es zum erstenmal: «Sie (die Vertreter der Evangelischen Kirche in der DDR) respektieren die Entwicklung zum Sozialismus und tragen zum friedlichen Aufbau des Volkslebens bei»; immerhin ist der Geist von «Darmstadt» in dem Brief der evangelischen Bischöfe zum Verfassungsentwurf vom 15. 2. 1968 aus Lehnin deutlich zu spüren: «Als Staatsbürger eines sozialistischen Staates sehen wir uns vor die Aufgabe gestellt, den Sozialismus als eine Gestalt gerechteren Zusammenlebens zu verwirklichen. Als Christen lassen wir uns daran erinnern, daß wir es weithin unterlassen haben, die Sache der Armen und Entrechteten gemäß dem Evangelium von Gottes kommendem Reich zur Sache der Christenheit zu machen.» Der neugegründete Bund nahm in seiner zweiten Synodaltagung 1970 das *Darmstädter Wort* in aller Form auf und formulierte auf dessen Hintergrund seinen Auftrag so:

«1. *Umkehr zu Gott*: Wir vertrauen darauf, daß Gott uns immer noch ruft und nicht verstößt. Wir sollen erwarten, daß Gott mit uns Gutes und nur Gutes vorhat. Er verstellt alte Wege, um uns auf neue zu weisen. Er läßt Altes zu Ende gehen, damit wir achthaben auf das, was er wachsen lassen will.

2. *Hinkehr zum Nächsten*: Wir werden nur dann die ganze Fülle der Freiheit erfahren, zu der uns Gott in Jesus Christus berufen hat, wenn

² D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, hrsg. von Eberhard Bethge. Neuausgabe, München 1977, S. 327 (aus den «Gedanken zum Taufamt von Dietrich Wilhelm Rüdiger Bethge», Mai 1944).

³ Das «Darmstädter Wort» von 1947 war ein Aufruf des leitenden Gremiums der EKD (des «Bruderrates»), in Abkehr von der Vergangenheit das historische Bündnis der Kirche mit den konservativen Kräften zu überwinden und sich die Sache der Armen und Entrechteten zu eigen zu machen (*Red.*).

wir unser ganzes Leben in seinen Dienst stellen, in dem er uns an den Menschen weist, und zwar nicht nur in der privaten Sphäre, sondern auch in Gesellschaft und Politik. Christus stellt uns in die Verantwortung für das Ganze – für die Stadt, für den Staat, in welchem wir leben. Wir werden uns gegenseitig dazu helfen müssen, die Aufgaben zu erfüllen, die uns in dieser Verantwortung zufallen. Was wir tun und wie wir es tun, soll auf den weisen, der uns in seinen Dienst genommen hat. Wir werden uns vor allem dazu helfen müssen, das Evangelium an den Menschen unserer Zeit als eine frohe, befreiende Botschaft und nicht als Last und Gesetz weiterzugeben.

3. *Die Kirche*, die ihren Irrweg bekennt und «zu einem neuen besseren Dienst ... freigesprochen» wird, *wird nicht die alten Vorrechte und Privilegien in Anspruch nehmen können und wollen*. Sie wird lediglich um das Recht bitten müssen, ihrem Herrn ungehindert dienen zu können. Als Kirche des Gekreuzigten ist sie nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen berufen. Dies, es nicht nur theoretisch zu erkennen, sondern in ihren Strukturen und im täglichen Umgang mit den Menschen zu verwirklichen, fällt ihr, die sich lange Zeit auf staatliche Macht stützen konnte, nicht leicht.»

«Nicht neben, nicht gegen – im Sozialismus»

Auf der nächsten Synodaltagung 1971 in Eisenach wurde die inzwischen oft zitierte Formel geprägt: «*Wir wollen Kirche nicht neben, nicht gegen, sondern wir wollen Kirche im Sozialismus sein.*» Dieses Wort wendet sich ebenso gegen eine Ghetto-Existenz wie gegen eine Existenz der Kirche als Oppositionspartei oder Antigesellschaft. Kirche im Sozialismus, das heißt zuerst Anwesenheit der Kirche dort, wo ihre Glieder leben und arbeiten, heißt sodann Teilnahme an den Problemen und Errungenschaften der Gesellschaft, heißt verantwortlich beizutragen zu deren Entwicklung, also «konkret unterscheidende Mitarbeit» (W. Krusche), heißt aber auch: Bewahrung ihrer Eigenständigkeit, die aus ihrem Auftrag kommt. Die Kirche Jesu Christi kann nicht sozialistische Kirche werden.

«Kirche im Sozialismus» ist eine Formel, die zwei uns ständig begleitende Gefahren ausschließen wollte: Die Gefahr der totalen Anpassung ist darum so groß, weil die Macht gerade eine machtlos gewordene Kirche verlocken könnte, die Freiheit und die Fülle ihrer Verkündigung für das Linsengericht einer größeren «Überlebenschance» preiszugeben. Die Gefahr der Verweigerung beruht auf der falschen Überzeugung, daß ein im Kern atheistisches und totalitäres Regime überall und immer nur Falsches hervorbringen könne. Hat *Karl Barth* nicht recht, wenn er die Frage stellt, ob der traditionelle Atheismus des dialektischen Materialismus sich nicht viel mehr auf einen «Begriffsgötzen» als auf den lebendigen Gott, den Vater Jesu Christi, bezieht? Ist nicht die Tatsache, daß unser Glaube in Frage gestellt wird, gerade Herausforderung zum Bekenntnis und zum intensiveren Nachdenken über ihn? Es ist zwar schwer zu ertragen, daß unsere Kinder manchmal in Situationen gebracht werden, denen sie noch nicht gewachsen sein können. Wir werden mit den Eltern dagegen von Fall zu Fall Einspruch erheben. Dennoch: Sind solche Erfahrungen nicht Anlaß genug, unseren Kindern den Glauben vorzuleben und zu erklären, so daß sie ihn nicht als etwas ihrem Leben Fremdes und ihnen Aufgestülptes, sondern als eine große Möglichkeit erfahren, ihrem Leben Sinn und Ziel zu geben?

Zugegeben, dies alles zu erleben, wird uns manchmal recht sauer. Wir müssen schon unsere ganze Glaubenszuversicht zusammennehmen und versuchen, ein wenig aus der Sicht Gottes zu sehen. Müssen wir dann wirklich das Bestreben, den Menschen ganz zu beanspruchen und seine Erziehung total in die Hand zu nehmen, das zweifellos vorhanden ist, als letzten Maßstab dafür nehmen, wie wir zu unserer Gesellschaft stehen und es darum todernst nehmen? Das Hilfreichste dürfte sein, daß wir mit Geduld und Treue und auch mit etwas Gelassenheit und einem Quentchen Humor, der ein guter Begleiter der Freiheit ist, das Notwendige und von Gott Gebotene tun. Die Freiheit aber kommt aus dem schlichten Glauben, daß Gott wirklich Herr über alle und über alles ist. Nicht der Gegensatz von Theismus

An der Schwelle zu einer neuen Zeit CHRISTSEIN

Die Weisheit der christlich-kontemplativen Tradition und die Einsichten der humanistischen Psychologie integrieren
Das Bewußtsein der Verbundenheit aller Geschöpfe vertiefen
Versöhnung der Vergangenheit mit der Gegenwart für eine menschliche und lebenswerte Zukunft
Sich der persönlichen Gottes- und Christuserfahrung öffnen

Exerziten – Kontemplation
Meditation – Einkehrtage
Tai Chi – Leibarbeit
Fastenurse – Kreativferien
Bibliodrama – Psycho-
synthese
selbsterfahrungsbetonte
Bibelarbeit
Konzentrierte Bewegungs-
therapie
sozialtherapeutisches
Rollenspiel
angewandte Ökologie



Fordern Sie bitte unsere Prospekte an: Halbjahresprogramm Aug.-Dez. 1985, Jahresprogramm 1986 ab Sept. 1985.

St. Katharina-Werk, Harald Walach, Holeestraße 123, CH-4015 Basel, Tel. (061) 38 23 23.

und Atheismus, sondern die Front zwischen Glaube und Unglaube scheidet die Geister. Diese aber geht mitten durch die Christenheit hindurch.

Im Gespräch mit Vertretern des Staates

Die Formel «Kirche im Sozialismus» ist auch von staatlicher Seite aufgenommen worden. Die Voraussetzung dafür war eine staatliche Kirchenpolitik, die nach Phasen der Unsicherheit (auch sie hat ja keine Vorbilder!) und einer starren ideologischen Haltung, wie wir es empfanden, einen neuen Ansatz mit der bemerkenswerten Feststellung gewann, daß das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus keine Gegensätze seien (*Walter Ulbricht*, 4. 10. 1960). Diese Kirchenpolitik war, so überraschend sie vielen erschien, kein Novum. Bereits die sogenannte «Berner Konferenz» der KPD (1939 bei Paris) hatte sie vorgedacht. Dort waren Richtlinien für die Zeit nach der Niederlage des Faschismus konzipiert worden, in denen für das Verhältnis eines antifaschistischen, dann sozialistischen Staates zur Kirche folgendes festgelegt wurde: klare Trennung von Staat und Kirche (z. B. Verzicht des Staates auf das Recht der Bestätigung bei Besetzung kirchlicher Ämter, aber auch Verzicht kirchlicher Amtsträger auf antisozialistische Grundpositionen), gesicherter Freiraum für kirchliche Tätigkeit, das Recht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit, Garantie des kirchlichen Eigentums.

In einer Rede, die das damals für Kirchenfragen zuständige Mitglied des Polit-Büros der SED, *Paul Verner*, 1971 gehalten hat, zog er praktische Folgerungen aus dieser Erkenntnis. Die Eigenständigkeit der Kirche, ihre Organisations- und Personalhoheit werden anerkannt und die Religion als solche als Motivation für positive gesellschaftliche Entwicklungen gewürdigt. Daß Verner eine «sozialistische Theologie» in aller Form ablehnte, war eine vertrauenerweckende Feststellung.

Bei den Gesprächen, die sich seit dem Beginn der siebziger Jahre ergaben, haben wir die *gesamtgesellschaftliche* Bedeutung des christlichen Glaubens immer wieder betont. Das ist auch akzeptiert worden. Aus der Fülle von Beispielen seien genannt: die Diakonie als besonders wertvoller Beitrag der Kirchen für die Gesellschaft, die Friedensbemühungen der Kirche im Zusammenhang mit der Tätigkeit des Ökumenischen Rates, die Aufarbeitung der Ergebnisse der europäischen Sicherheitskonferenz von Helsinki, die Anlaß zu mehreren Gesprächen gab, die Bemühungen um Umweltschutz und Abrüstung und nicht zuletzt der Einsatz für den Bau des Gesundheitszentrums des Kindes in Warschau. Daß die Kirche in ihrer gesellschaftlichen Mitverantwortung zunehmend ernster genommen wurde – es geht ja um die gemeinsame Verantwortung für den Menschen –, zeigte sich ebenso deutlich im Eingehen auch auf kritische Anfragen der Kirchen, so z. B. als sie ihre Bedenken gegen die neuen gesetzlichen Möglichkeiten für den Abbruch der Schwangerschaft vorbrachten, und in letzter Zeit, als sie sich gegen die Einführung des Wehrunterrichts wandten.

Beide Teilnehmer des Gesprächs haben in diesem Prozeß gelernt, mit teilweise erheblichen Meinungsverschiedenheiten offen umzugehen. Auch Rückschläge haben aber an einer im Ganzen kontinuierlichen Entwicklung nichts geändert. Die Eröffnung, daß nunmehr (seit 1976) auch in Neubaugebieten Kirchen gebaut werden können, war nicht nur kirchenpolitisch, sondern auch ideologisch belangvoll. Sie schloß ja doch die Überzeugung ein, daß es noch lange Menschen geben wird, die sich zu ihrem christlichen Glauben bekennen und sich in ihm betätigen werden.

Dies alles ist in die Begegnung zwischen dem Vorsitzenden des Staatsrates, *Erich Honecker*, und dem Vorstand der Konferenz der Kirchenleitungen des Bundes am 6.3.1978 eingeflossen. Hier wurden die bisherigen Ergebnisse staatlicher Kirchenpolitik zusammengefaßt, die ja nicht nur das Verhältnis der Institutionen Staat und Kirche, sondern immer auch das zwischen der herrschenden Ideologie und dem christlichen Glauben vieler Bürger betrifft.

In dieser Begegnung sind der Kirche im Sozialismus in aller Form gesellschaftliche Bedeutung und Mitspracherecht zuerkannt worden, ohne sie zu einer sozialistischen Massenorganisation machen zu wollen. Ihre Eigenständigkeit bedeutet nicht Eigenbrötelei: Die Kirche ist nicht nur dazu da, die religiösen Bedürfnisse ihrer Mitglieder zu erfüllen, sondern ihr Dienst hat Bedeutung für die Zukunft aller. Dem christlichen Bürger wur-

den «als verbindliche Norm» Gleichberechtigung und Gleichachtung garantiert. Maßstab für das Verhältnis von Staat und Kirche sind die Erfahrungen des einzelnen Christen vor Ort.

In diesen Jahren, und nun vor allem im Zusammenhang mit diesem Gespräch, wurde der Kirche die Chance gegeben, ihre Wirkungsmöglichkeiten zu erweitern. Dafür ist neben der verstärkten Bautätigkeit die Ermöglichung kirchlicher Sendungen in Rundfunk und Fernsehen anzuführen. Der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR hat sich als zahlenmäßig stärkste christliche Kirche, im Einvernehmen mit den anderen Kirchen, für derartige Grundsatzgespräche zur Verfügung gehalten. Er hat selbstverständlich die römisch-katholische Kirche und die evangelischen Freikirchen davon wissen lassen und ihnen die Möglichkeit gegeben, an den Ergebnissen nach freiem Ermessen teilzuhaben.

Für ein künftiges Miteinander von Christen und Nichtchristen

Das Gespräch vom 6.3.1978 wollte die Grundlagen für die höchst nötige Zusammenarbeit von Christen und Nichtchristen für die Zukunft schaffen. Wir wünschten uns, daß diese Zusammenarbeit nicht nur ein kühles Nebeneinander, eine mühsam gewahrte Toleranz bedeutet, sondern daß es über die jeweiligen traditionellen Standpunkte hinaus auch eine verstärkte Bemühung geben möchte, einander zu verstehen und von der Geschichte des anderen und vom Zentrum seiner Überzeugungen her zu würdigen.

► Wir wünschten, daß das Verhältnis von Staat und Kirche, von Christen und Vertretern der Partei immer weniger von der Machtfrage her bestimmt sein möge, so daß auch der christliche Bürger mehr als bisher mitverantwortlich mit Aufgaben betraut werden könnte, wie es überhaupt im Interesse aller liegen müßte, daß der Bürger lediglich aufgrund seiner fachlichen Voraussetzungen und menschlichen Qualitäten an Leitungsaufgaben teilhaben könnte.

► Wir wünschten, daß in Zukunft auch nicht der Anschein erweckt werden kann, als ob Kinder wegen ihres christlichen Glaubens oder einer anderen achtbaren Überzeugung oder wegen ihrer Eltern nicht in den Genuß der Bildungsmöglichkeiten kommen, die allen zugesichert sind.

► Wir wünschten uns, daß im Gespräch und in der Zusammenarbeit von christlichen und nichtchristlichen Bürgern, von Staatsorganen und Kirchenleuten allenthalben eine Unbefangenheit und Natürlichkeit Platz greifen möchte, die es erlaubt, so offen und wahrhaftig miteinander zu reden, daß man seine Gründe und Ziele ohne Befürchtungen nennen kann. Der Staat braucht die Verantwortungsbereitschaft aller Bürger. Sie würde durch solche offenen Aussprachen über Probleme und Schwierigkeiten nur gestärkt werden.

Das ist alles nicht leicht. Die Geschichte zwischen Christentum und Sozialismus ist belastet von allerlei leidvollen Erfahrungen auf beiden Seiten. Es wäre wichtig, daß nach einer Generation des Miteinanders in einem Staat unser geschichtliches Gedächtnis mit immer neuen, guten Erfahrungen angereichert würde. Das wird nicht nur für das Verhältnis von Kirche und Staat, von Christen und Nichtchristen, sondern für die Zukunft und das Überleben der Welt wichtig sein.

Albrecht Schönherr, Berlin/DDR

DER VERFASSER, Schüler und Freund Dietrich Bonhoeffers an der Universität Berlin und am Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Finkenwalde, war von 1969 bis 1981 während dreier Amtsperioden Vorsitzender der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR und von 1973 bis 1981 Bischof für den DDR-Bereich der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg.

Literaturhinweise: Albrecht Schönherr, *Horizont und Mitte*. Aufsätze, Vorträge, Reden 1953–1977. Berlin/DDR und München 1979; *Kirche als Lerngemeinschaft*. Dokumente aus der Arbeit des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR. Hrsg. vom Sekretariat des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR. Berlin/DDR 1981; Reinhard Henkys (Hrsg.), *Die Evangelischen Kirchen in der DDR*. Beiträge zu einer Bestandsaufnahme. München 1982.

(Red.)

Die katholische Frauenzeitschrift «Mirjam» sucht zur Ergänzung ihres Teams eine initiative, halbamtliche

Redaktorin

Wir erwarten gute Kenntnisse der deutschen Sprache, Bereitschaft zur verantwortlichen Mitarbeit in kleinem Team, Interesse für die Anliegen der Frau in Kirche und Gesellschaft. Organisationstalent und praktische Erfahrung, z.B. durch Pfarreiarbeit, Erwachsenenbildung oder Frauenbund, sind von Vorteil.

Wir bieten zeitgemäße Anstellungs- und Arbeitsbedingungen im Zentrum von Zürich.

Ihre Anfrage um nähere Auskünfte oder Ihre schriftliche Bewerbung würde uns freuen. Richten Sie diese an: Redaktion «Mirjam», Postfach 159, 8025 Zürich, Telefon (01) 252 10 11.

Das Antlitz des Anderen

Der vorliegende Sammelband «Herrschaft und Befreiung» des in Mexiko lebenden Argentiniers *Enrique Dussel* ermöglicht zum erstenmal im deutschen Sprachraum eine breitere Kenntnisnahme der historiographischen, ethischen und ästhetischen Entwürfe dieses Autors.¹ Diese Tatsache rechtfertigt die neuerliche Publikation der vierzehn schon in den Jahren 1969 bis 1984 in der internationalen Zeitschrift *Concilium* publizierten Aufsätze. Sie geben damit nur einen ersten Einblick in die theoretische Arbeit von E. Dussel; seine breite, theoretische wie wissenschaftsorganisatorische Leistung für ein neues Konzept der Kirchengeschichtsschreibung Lateinamerikas (als Präsident der CEHILA, Comisión de Estudios de Historia de la Iglesia en América Latina), die mehrbändige Grundlegung einer philosophischen Ethik für Lateinamerika sowie religionstheoretische und ökonomiekritische Studien sind bislang nur in Spanisch, in enger Auswahl auch in anderen Sprachen zugänglich. Ein erster Überblick über E. Dussels bisherige Arbeit findet sich im «Vorwort des Verlages».

Dussels Beiträge sind Elemente einer historischen Anthropologie im lateinamerikanischen Kontext, die auf eine konkret-universale Theoriebildung und Ethik zielen. In ihrem Entwurfscharakter gewinnen diese Aufsätze ihre Anschaulichkeit in der Abarbeitung von Erfahrungen, wie sie von den in den Befreiungsbewegungen und in den Konflikten Lateinamerikas engagierten Christen und Nichtchristen gemacht werden; sie haben ihre analytische Konsistenz aus der Einsicht in den Zusammenhang von Abhängigkeit und Befreiung, wie sie die Rezeption der Dependenztheorie innerhalb der Befreiungstheologie für kulturelle, kirchliche, soziale und ökonomische Vorgänge erschlossen hat. Im Rahmen dieser Voraussetzungen gewinnt E. Dussel die grundlegenden Kategorien für die anthropologische Fundierung seiner geschichtlichen und ästhetischen Analysen und für den Entwurf einer Befreiungsethik aus seiner kritischen Re-Lektüre von *Emmanuel Levinas*' «Totalité et infini». Die grundlegenden Kategorien, die er so gewinnt, sind: Totalität, Exteriorität des Anderen, Ethik.²

Ein neuer Diskurs

Am Leitfaden dieser drei Kategorien versucht E. Dussel die Frage zu beantworten, wie Universalität menschlichen Verstehens und Selbstverständnisses in der Geschichte, im Handeln und in der Erfahrung des Schönen und Häßlichen angesichts der Pluralität der Weltverständnisse und der Partikularität des jeweiligen einzelnen Standpunktes in einer Welt von Abhängigkeit und Ausbeutung möglich ist. Diese Frage ist für E. Dussel deshalb unverzichtbar, weil er am Begriff der «einen Weltgeschichte» als dem Ort (*omnitudo realitatis*) festhält, in dem sich die konkrete menschliche Existenz in ihrer einmaligen Subjektivität realisieren kann. Totalität stellt gegenüber der fundierenden Kategorie der Universalität den negativ zu bestimmenden Gegenbegriff dar, insofern Totalität als Grundbestimmung europäischen Denkens – unter jeweils verschiedenen Kennzeichnungen wie das Ganze, die Einheit der Welt oder das Ziel der Weltgeschichte – theoretisch und praktisch den Einzelnen und das Einzelne unter die Herrschaft des vorstellenden Denkens und des subsumierenden Begriffs brachte; so konnte der Einzelne und das Einzelne in ihrer Einmaligkeit und Möglichkeit

¹ Enrique Dussel, *Herrschaft und Befreiung. Ansatz, Stationen und Themen einer lateinamerikanischen Theologie der Befreiung*. Edition Exodus, Freiburg/Schweiz 1985, 267 Seiten; DM 34,70/sFr 29.50.

² Emmanuel Levinas, *Totalité et infini. Essai sur l'extériorité* (Phaenomenologica 8). Den Haag 1961, 1980; vgl. auch: Stephan Strasser, *Jenseits von Sein und Zeit. Eine Einführung in Emmanuel Levinas' Philosophie* (Phaenomenologica 78). Den Haag 1978; Pablo Sudar, *El rostro del pobre. «Inversión del ser» y revelación del «más allá del ser» en la filosofía de Emmanuel Levinas. Su resonancia en la filosofía y teología de la liberación en Latinoamérica*. Diss. theol., Münster 1978, S. 310–346.

nicht mehr wahrgenommen werden. Mit der Expansion militärischer und politischer Macht der europäischen Staaten, die mit der kolonialen Herrschaft in Lateinamerika, Afrika und Asien einsetzte, ist diese Form des Denkens weltbeherrschend geworden und hat nach E. Dussel in der kirchlichen Praxis der «Christenheit» und der sie stützenden Theologien der europäischen Moderne ihre sowohl legitimierende wie theoretische Fundierung erhalten. Zum kulturell-religiösen Ausdruck dieser die ganze Welt umfassenden Totalität wurden Vorstellungen wie «Christenheit», «europäische» oder «westliche» Zivilisation; im Rahmen einer solchen Vorstellung sah nicht nur der Kolonisateur, sondern auch der Missionar, der Theologe und der Bischof im Indio Lateinamerikas einen unbeholfenen, ungebildeten Menschen, gleichsam den «Rohstoff», den es zu erziehen und zu evangelisieren galt. Die kulturellen Eigenheiten des Indio wurden als «Äußerlichkeiten» abgewertet, die es auf ein allgemeines Menschentum hin zu überwinden galt, wobei aber die europäische Herkunft das hier vorausgesetzte «Ideal des Menschen» bestimmte.

Die Gleichsetzung der wirksam gewordenen partikularen, europäischen Totalität mit der angestrebten Universalität einer Ethik nennt Dussel die Anbetung eines Idols anstelle des wahren Gottesdienstes. Durchbrochen wird dieser Aberglaube dort, wo das Antlitz des Anderen in seiner Entfremdung durch die Totalität, in seiner Elendsgestalt (der Indio, der Arme, die Frau, das Kind) wahrgenommen wird: Dies bedeutet Bekehrung des Christen. Damit ist nicht bloß ein Positions- und ein Konstellationswechsel innerhalb eines vorausgesetzten Systems gegeben, sondern der Bruch mit ihm. Mit dieser Grundlegung einer befreienden Ethik übernimmt E. Dussel die von Levinas formulierte Kategorie der «Exteriorität des Andern (*autrui*)»; er stellt diese Kategorie in den Prozeß geschichtlichen Verstehens und des dadurch ermöglichten Handelns hinein, indem er sie nicht nur retrospektiv als kritische Bestimmung verwendet, um bisherige historische Totalitäten ihres absoluten Anspruchs zu überführen. In den Erfahrungen der Befreiungskämpfe der lateinamerikanischen Völker und der darin engagierten Menschen sieht er das Ringen um neue ethische Entwürfe, soweit sie sich von dem Grundsatz «Befreie den Armen!» bestimmen lassen. Auch jedes so gewonnene neue System von Gerechtigkeit und Liebe bleibt der Beurteilung durch die radikale Exteriorität des Andern unterworfen: «Die Transzendentalität der Ethik befindet sich so auf einer eschatologischen Ebene: sie kann auch jede geschichtliche Zukunft beurteilen. Ebenso die Begriffe der Befreiung und des Armen, welche die Dimension der Transzendentalität, Exteriorität und Eschatologie in sich schließen. *Das negierte Leben des Armen beurteilt den Tod immer als Bosheit.*» (S. 165) *Nikolaus Klein*

Der neue Text über die Juden

Am 24. Juni 1985 hat der Vatikan, vertreten durch die «Kommission für die religiösen Beziehungen zu den Juden», ein Dokument veröffentlicht, das Hinweise geben soll, wie Juden und Judentum in Predigt und Katechese in korrekter Weise zu behandeln sind.¹ Ausgangspunkt dieses Unternehmens war eine Expertentagung, an der Papst Johannes Paul II. am 6.3.1982 eine bemerkenswerte Rede gehalten hatte, in der er dazu aufforderte, das Judentum nicht nur objektiv und frei von Vorurteilen darzustellen, sondern im Bewußtsein dessen, welches gemeinsame Erbe Juden und Christen besitzen.

Angesichts solcher Forderungen hinterläßt das soeben publizierte Dokument einen eher zwiespältigen Eindruck. Man hat das Gefühl, ein ursprünglicher Grundtext mit sachdienlichen Aussagen wurde durch einen dogmatischen Vorspann ver-

¹ L'Osservatore Romano 24./25. Juni 1985, S. 6f.; Deutsche Übersetzung erhältlich beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Kaiserstr. 163, D-5300 Bonn 1).

schlimmbessert. In diesen Passagen finden sich Behauptungen, daß die Kirche *allein* die allumfassenden Mittel der Erlösung habe, Judentum und Christentum könnten nicht als parallele Wege zum Heile verstanden werden (I./7). Juden und Judentum seien nur erwählt worden, um auf diese Weise das Kommen Christi vorzubereiten; das sogenannte Alte Testament sei nur *Vorbereitung* auf das Neue. Zu diesem Zwecke wird die typologische Auslegung des Alten Testamentes empfohlen, die das Alte Testament als Einleitung zum Neuen interpretiert (II./3-11). So sinnvoll die typologische Exegese für den Zusammenhang der Bibel auch sein kann, so antiquiert ist diese Methode, wenn man sie verabsolutiert und von den Erkenntnissen modernerer, auch katholischer, Bibelwissenschaft absieht.

Offenbar um das Folgende zu retten oder zu rechtfertigen, meinte man, auf die fast triumphalistischen Passagen nicht verzichten zu können, die den Anschein erwecken, als wollte man das 2. Vatikanische Konzil zurückdrängen. Was nämlich an konkreten Aussagen sonst geboten wird, ist nicht nur beherzigenswert, sondern enthält solides Sachwissen über das jüdisch-christliche Verhältnis in der Entstehungszeit des Christentums. Die Überschrift lautet: «Jüdische Wurzeln des Christentums» (III.). In diesem Abschnitt wird in adäquater Weise der Jude Jesus von Nazaret inmitten seiner jüdischen Umgebung gezeigt, ein toratreuer Jude, dessen Lehre den weiten Rahmen des Judentums nicht sprengte. Auch das leidige Pharisäerproblem wird korrekt abgehandelt: Jesus verband geistig vieles mit dem pharisäischen Judentum, und für Paulus ist die Zugehörigkeit zu den Pharisäern noch ein Ehrentitel. Bei der Passion Jesu fehlen die Pharisäer völlig. Berechtigte Kritik an einzelnen Pharisäern übt auch das rabbinische Judentum. Ein weiteres Kapitel ist überschrieben: «Die Juden im Neuen Testament». In diesem Zusammenhang wird auch auf die Konzilsklärungen «*Nostra aetate*» (über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen) und «*Dignitatis humanae*» (über die Religionsfreiheit) hingewiesen, weil diese Deklarationen Grundlage des jüdisch-christlichen Dialogs bleiben.

Unser Text lehnt einmal mehr die Kollektivschuld des jüdischen Volkes am Tode Jesu ab, wendet sich gegen jede Form des Antisemitismus und anerkennt die durch die Bibel gegebene Bedeutung des Landes Israel für die Juden. Christen mögen diese religiöse Bindung der Juden an den Staat Israel zur Kenntnis nehmen, wengleich die Existenz des Staates Israel für die Kirche nur im Rahmen des Völkerrechts gesehen wer-

In Ihrem Reisegepäck ...

... ist für die ORIENTIERUNG sicher noch Platz: Die eine oder andere Nummer zu Ende oder nochmals zu lesen, könnte Gewinn bringen. Und dann weiterreichen, ORIENTIERUNG zum Gespräch machen – das müßte eigentlich nicht so schwierig sein. Unsere Leserinnen und Leser sind seit eh und je unsere besten Werber: Sind Sie mit von der Partie? Wir stellen Ihnen sehr gerne Probenummern zur Verfügung.

Mit den besten Ferienwünschen

Redaktion und Administration

Die nächste Ausgabe der Orientierung erscheint als zweite Ferien-Doppelnummer am 31. August.

den kann. Der Vatikan begreift hier zwar das Selbstverständnis der Juden, distanziert sich jedoch ausdrücklich davon. In einem knappen Satz wird schließlich auf den Holocaust verwiesen, ohne daß wir dazu Näheres ausgeführt finden. Angesichts der Ermordung von 6 Millionen Juden in einem angeblich christianisierten Europa ist dieses verschämte Sätzlein ohne jeden Bezug auf anderes eher peinlich und unzureichend. Wenn gleichzeitig mitgeteilt wird, Christen hätten oft ein Unwissen über Geschichte und Traditionen des Judentums, so enthält der neue Text relativ wenig, um diese Unkenntnis zu beheben. Der Holocaust steht am Ende einer langen Kette von Judenverfolgungen, an denen eine falsche Lehre der Kirche über Juden einen wesentlichen Anteil hatte, wie Papst Johannes Paul II. in Mainz im Jahre 1980 richtig bemerkte.² Diese Erkenntnis scheint offenbar verdrängt worden zu sein. Den neuen Text wird man für den Religionsunterricht verwenden können, nur sollte man damit selektiv umgehen.

Ernst Ludwig Ehrlich, Riehen b. Basel

² Papst Johannes Paul II. in Deutschland, 15.-19. November 1980 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 25). Hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, S. 102-105.

Ein Kreuzweg aus Solentiname

Nachtrag zum Kirchentagsbericht in Nr. 12, S. 135

Die Bilder des in Düsseldorf zum Auftakt des Lateinamerikatags von Nicaraguas Erziehungsminister Fernando Cardenal kommentierten Kreuzwegs sind als vierfarbige Poster erhältlich.¹ Die Frauen und Männer der Solentiname-Inseln im Großen See von Nicaragua haben die Kreuzwegszene in die Üppigkeit ihrer tropischen Landschaft eingebettet, in der das Leben unbändig quellend überwuchert, und sie haben in ihnen ihre eigene Geschichte, die jüngste Befreiungsgeschichte niedergeschrieben. Zumeist im August und September 1984 datiert, identifizieren die Bilder eindeutig die Sache Jesu mit derjenigen der Revolution, und wer «Es lebe Jesus!» ruft, applaudiert auch «Viva Sandino». Fünf Jahre sind für die Maler(innen) seit dem Sturz Somozas vergangen, aber noch immer (oder jetzt wieder neu?) steht ihnen im Bewußtsein: Wer «Viva Somoza» mitgeschrien hat, der schreit auch «Nieder mit Jesus», «Jesus ist Kommunist», «Jesus soll sterben». Gleich bei der ersten Station (Jesus vor Pilatus – ein vornehmes Interieur) treten die beiden Parteien auf, und selten fehlen die Soldaten mit den Initialen GN (Guardia Nacional), einmal ergänzt mit dem ominösen Zeichen des amerikanischen Geheimdienstes CIA. Immerhin, die Annäherung ans Kreuz besorgen Menschen ohne jedes Kennzeichen, und ins Grab gelegt wird Jesus dort, wo schon andere Geschundene zwischen Blumen und Sträuchern zur Ruhe gebettet worden sind. Daß dann die fünfzehnte und letzte Station als «Grab» ein bunkerähnliches Gebäude zeigt, muß niemanden stören; denn jedes Bild ist offensichtlich unabhängig konzipiert worden. Der Blick fällt hier zuerst auf die offene Tür, am Boden liegen Ketten mit aufgebrochenen Schlössern und Handschellen: Dem Kreuzweg als Ganzem hat man die Überschrift «Befreiung» gegeben.

L. K.

¹ Befreiung. Ein Kreuzweg aus Zentralamerika. 15 vierfarbige Poster im Format 50 x 70 cm, in stabiler Papprolle verpackt, DM 176,-, Einzelblatt DM 12,-. Peter Hammer Verlag, Wuppertal.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge

Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 62 90-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Jahresabonnement 1985:

Schweiz: Fr. 35,- / Studenten Fr. 25.50

Deutschland: DM 43,- / Studenten DM 29,50

Österreich: öS 330,- / Studenten öS 215,-

Übrige Länder: sFr. 35,- zuzüglich Versandkosten

Gönnerschaften: Fr. 40,- / DM 50,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.50 / DM 3,- / öS 22,-

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

AZ

8002 Zürich